

# In Memento.

## Bleibende Kulturphänomene

Kulturberichte 2022 aus Tirol und Südtirol



AUTONOME  
PROVINZ  
BOZEN  
SÜDTIROL



PROVINCIA  
AUTONOMA  
DI BOLZANO  
ALTO ADIGE

# Impressum

2022 Kulturberichte aus Tirol und Südtirol  
„In Memento. Bleibende Kulturphänomene“

## Herausgeber

Tiroler und Südtiroler Kulturabteilungen

Abteilung Deutsche Kultur

Abteilungsleiter Dr. Volker Klotz, Andreas-Hofer-Straße 18, 39100 Bozen  
kulturabteilung@provinz.bz.it, www.provinz.bz.it/kulturabteilung

Amt der Tiroler Landesregierung, Abteilung Kultur

Vorstand HR Dr. Thomas Juen, Michael-Gaismair-Straße 1, 6020 Innsbruck  
kultur@tirol.gv.at, www.tirol.gv.at

© 2022

## Konzept und Redaktion

Dr. Sylvia Hofer MAS, sylvia.hofer@provinz.bz.it  
Mag. Dr. Petra Streng, petra.streng@vokus.at

Redaktionell abgeschlossen am 31. Oktober 2022

## Grafik

ST GRAPHIC STUDIO

## Druck

Athesia, Bozen

Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Dr. Beate Palfrader  
Landesrätin für Bildung, Kultur,  
Arbeit und Wohnen des Landes Tirol  
Foto: Land Tirol/Berger



# Vorwort

„Die Kultur braucht das Gespräch.“ Dieser einprägsame Satz stammt vom deutschen Autor und Konzeptkünstler Nicolas Nowack. Kultur lebt vom Austausch, dem Dialog, dem gemeinsamen Diskutieren. Man nimmt verschiedenste Perspektiven ein, arbeitet Vergangenes auf, thematisiert Gegenwärtiges und denkt zukunftsorientiert weiter. Kultur lebt vom Miteinander. Sie ist das Herz unserer Gesellschaft und der Motor für Innovation und Veränderung. Kultur lebt in uns.

Der Titel der diesjährigen Kulturberichte lautet „In Memento – bleibende Kulturphänomene“ und thematisiert Erinnerungskultur in einem größeren Kontext. Die zahlreichen Autorinnen und Autoren beleuchten diese

umfassende Thematik aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Dabei geht es um den Kulturbegriff als Brauchkultur in Zusammenhang mit Traditionen, Bräuchen, Sagen und Legenden ebenso wie um die Betrachtung kultureller Phänomene, Symboliken, Denk- und Mahnmäler. Leserinnen und Leser tauchen in magische Orte ein, lernen unter anderem die heutige Symbolik des Herz-Jesu-Feuers kennen und setzen sich mit den sich immer wieder ändernden Brauchkulturen sowie der Rolle der Museen als kultureller Erinnerungsstätten auseinander. Ein besonderes Augenmerk wird auf die Rolle der Frau gelegt: auf das Kopftuch in Tradition und Brauchtum und auf feministische Lücken in der Erinnerungskultur Tirols und Südtirols.

Abschließend möchten wir allen danken, die an der Gestaltung dieser Ausgabe der Kulturberichte beteiligt waren, und wünschen den Leserinnen und Lesern eine interessante Lektüre mit anschließenden anregenden Gesprächen, ganz im Sinne von Nicolas Nowack.



Philipp Achammer  
Landesrat für Deutsche Bildung und Kultur,  
Bildungsförderung, Handel und Dienstleistung,  
Handwerk, Industrie, Arbeit und für  
Integration des Landes Südtirol  
Foto: Michael Cimadom

# Inhalt

Sylvia Hofer und Petra Streng Einleitung. In Erinnerung rufen	6	Alexandra Untersulzner und Barbara Stocker Im Gedenken an Dr. Hans Griebmair	43	Ulrike Kindl Hexen gibt es. Drachen auch.	86	Birgit Maier-Ihrenberger „Erinnerungsort Südtiroler Siedlung - Eine geplante Heimat?“	130
Eva Rottensteiner Literarische Einleitung (Feministische) Lücken in Südtirols Erinnerung	8	Bernhard Kathan Erinnern, Vergessen, Überschreiben	44	Ursula Beiler Kultplätze in Tirol	92	Rita Thaler Wieser Chronik. Gegen das Vergessen	134
Karin Dalla Torre „Erinnerungsräume“ für die Zukunft	12	Astrid Amico und Martin Ruepp Von der Mystik alter Kultorte	48	Christoph Gufler Das Kreuz mit den Grenzen	100	Leo Andergassen Museen an der Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Wie funktioniert dabei Erinnerung?	138
Andrea Pancheri Muss ein Erinnerungsort immer monumental sein?	20	Eva Gratl und Carl Kraus Erinnerung neu denken	58	Bernhard Stecher Alles Mueller, oder was?	106	Simone Egger Museum Wattens	142
Petra Streng Tirol und das immaterielle Kulturerbe - Anerkennung durch die UNESCO	25	Hannah Lezuo Wenn die Berge brennen	64	Waltraud Kofler Engl Am Anfang war ein Garten.	110	Franziska Cont Auf der Suche nach „wegweisenden“ Frauen	146
Josef Nössing Wie ist der bauliche Denkmalschutz umsetzbar?	28	Michaela Hutz Friedhofskultur in Tirol	68	Andrea Aschauer Die Tracht in Tirol	116	Autorinnen und Autoren aus Tirol und Südtirol	150
Renate Mumelter Wenn der rosa Schleier flattert	32	Giovanni Novello „Erinnerung und Mahnung: Friedhöfe in einer Gesellschaft im Wandel“	74	Barbara Stocker Das Kopftuch - ein Stück Alltagskultur	122		
Hans Griebmair Bräuche und Volkskultur	36	Giovanni Novello “Memoria e monito: il cimitero nella società che cambia”	75	Benjamin Wurzer Die Kraft des Wassers - Kulturelle und ökologische Phänomene	126		

# In Erinnerung rufen

Einleitung

In memento – im übertragenen Sinne bedeutet das, wir erinnern uns und werden erinnert. Dies sind oftmals diffizile Vorgänge, beeinflusst von Faktoren wie gesellschaftspolitischen Weltbildern, Trends und Moden, der Aufarbeitung von Ereignissen, aber auch Legitimationsansprüchen.

**„So überschlägt sich die Zeit wie ein Stein vom Berge herunter, und man weiß nicht, wo sie hinkommt und wo man ist“.**

(Johann Wolfgang von Goethe)

Vordergründig denkt man beim Erinnern an Objekte, allen voran Denkmäler. Historischen Ereignissen und Persönlichkeiten wird ein Platz im dinglichen und immateriellen Gedächtnis eingeräumt. Doch auch hier zeigen sich Unzulänglichkeiten – was einst en vogue erschien, kann morgen schon Anlass zu Kritik sein. Und gerade dieser Umstand garantiert das Spannende in den Erinnerungskulturen, die manchmal auch unbequem sein können, zugleich keinen Anspruch auf Ewigkeit einfordern. Oder um es mit dem chinesischen Philosophen Konfuzius zu sagen: „Wer das Ziel kennt, kann entscheiden; wer entscheidet, findet Ruhe; wer Ruhe findet, ist sicher; wer sicher ist, kann überlegen; wer überlegt, kann verbessern.“



Oft sind es aber nicht die großen Begebenheiten, die es wert sind, notiert zu werden, oder als Denkmäler eine Landschaft, eine Stadt, prägen. Man denke nur an die kleinen Ereignisse, an Objekte, die die eigene oder familiäre Lebensgeschichte im Bewusstsein halten. Und das Schatzkästlein Erinnerung erhält so eine besondere Bewertung. Denn wie hat es so treffend Berta von Suttner umschrieben: „Man trägt doch eine eigentümliche Kamera im Kopfe, in die sich manche Bilder so tief und deutlich einätzen, während andere keine Spur zurücklassen.“

Die Autorinnen und Autoren haben sich diesen spannenden Kulturphänomenen ganz unterschiedlich genähert. Die Resultate zeigen auf, dass das Erinnern komplex ist und man sich eigentlich nie ganz vom Lebensmilieu, der Historie, aber auch dem vorsichtigen Blick in die Zukunft lösen kann. Es geht um Emotionen, mündliche Überlieferungen, Vermächtnisse und den vielleicht manchmal etwas bizarr anmutenden Blick in das kollektive, aber auch individuelle Gedächtnis.

Und um es mit Ernest Hemingway auszudrücken: „Das Merkwürdige an der Zukunft ist wohl die Vorstellung, dass man unsere Zeit einmal die gute alte Zeit nennen wird.“

Sylvia Hofer und Petra Streng

## (Feministische) Lücken in Südtirols Erinnerung

Wenn wir über Erinnerungskultur reden, dann müssen wir auch über die reden, die wir nicht erinnern. Renate Mumelter sagt in ihrem Text über den „rosa Schleier“, wie selektiv unsere Erinnerung ist. Erinnerungskultur sagt immer auch etwas über die Gesellschaft aus. In einer Gesellschaft, in der Frauen und nicht-binäre Personen über Jahrhunderte aus dem öffentlichen Leben ausgeklammert und unterdrückt wurden, bedeutet das, dass man ihnen auch in der Erinnerungskultur keinen Platz einräumt. „Für den Großteil der Geschichte war anonym eine Frau“, schrieb schon die britische Schriftstellerin und Verlegerin Virginia Woolf (1882–1941) in ihrem Essay „Ein Zimmer für sich allein“.

In meinem Geschichtsunterricht haben wir unzählige Stunden mit Option, Autonomiepaket und Bombenjahren verbracht, in denen wir vor allem über männliche Akteure geredet haben. Doch die Frauen scheinen für die Erinnerungskultur in Südtirol wohl keine so große Rolle zu spielen. Die Südtiroler Historikerin und Frauenforscherin Siglinde Clementi meinte, dass für die sogenannte Frauenfrage, die in vielen anderen Ländern zu einer ersten Welle des Feminismus führten, in Südtirol zunächst gar kein Raum war, weil die Minderheitenfrage den Diskurs dominierte. Frauengeschichte wurde in meinem Geschichtsunterricht nicht mal gestreift, und ich war überrascht, als ich vor ungefähr einem Jahr zufällig von der feministischen Bewegung im Südtirol der 1970er- und 1980er-Jahre erfahren habe, die sich etwa für das Recht auf Schwangerschaftsabbruch, Gewaltschutz und Beratungsstellen eingesetzt haben. Dieser Text soll deshalb eine Lücke in der Erinnerungskultur füllen und jene erinnern, die wir in Südtirol manchmal unbewusst oder vorsätzlich vergessen. Die deutsche bürgerliche Feministin Louise Otto (1819–1895) meinte einst: „Die Geschichte hat gezeigt, dass Frauen vergessen werden, wenn sie vergessen, an sich selbst zu denken.“ In diesem Sinne haben Fe-

ministinnen ihre eigenen Strategien des Remembern entwickelt. Die feministischen *memory studies* kritisieren seit den 1980er-Jahren als Teil der Frauenforschung die historische Ausklammerung von Frauen und verstehen sich als Gegenerinnerung, die nach jenen sucht, die bislang unsichtbar blieben. An wen sollten wir uns nun als Gesellschaft erinnern? Ich möchte ein paar Vorschläge machen.

### Frauen in der Politik

1964, das war das Jahr, in dem Frauen erstmals in den Landtag einzogen. Waltraud Gebert Deeg (1928–1988) und die im deutschsprachigen Teil Südtirols weitaus weniger bekannte Lidia Menapace (1924–2020) wurden mit den Bereichen Soziales und Gesundheit betraut. Ihnen verdanken wir zum Beispiel eine Modernisierung des Gesundheitsbereichs, Gesundheitsschutz für Mütter und ihre Kinder, Kinderhorte und die öffentliche Finanzierung von Familienberatungsstellen. Gebert Deeg hat sich darüber hinaus auch für die würdige



Lidia Menapace



Adreina Emeri

Betreuung von Menschen mit Behinderungen eingesetzt. Lidia Menapace hatte sich zwischen 1943 und 1945 in der Resistenza gegen die faschistische Belagerung engagiert und galt auch später noch als eine der wichtigsten antifaschistischen Stimmen. Als Marxistin hat sie politisch auch die Interessen der Arbeiterinnenbewegung vertreten und sich nebenbei auch für die Rechte von Sexarbeiterinnen starkgemacht, die bis heute politisch kaum eine eigene Lobby haben.

### Als das Private politisch wurde

Während Lidia Menapace eher den radikalen Feministinnen der 1970er und 1980er zuzuordnen ist, hatte Gebert Deeg einen eher katholisch-konservativ geprägten Zugang zum Schwangerschaftsabbruch. Dass ich heute als Frau in Südtirol legal abtreiben darf, wenn ich das möchte, habe ich den Frauen rund um Adreina Ardigzone Emeri zu verdanken, die im Bozen der 1970er-Jahre Unterschriften gesammelt und öffentliche Plätze besetzt haben. Ziel und auch Erfolg war die Abschaffung des „Codice Rocco“, der Abtreibungen bis dahin kriminalisierte. Emeri hat in der wohl wichtigsten feministischen Gruppe Kollontaj (benannt nach der gleichnamigen sowjetischen Feministin) gewirkt und ge-

meinsam mit ihren Mitstreiterinnen den feministischen Kampf aus dem Privaten in die Öffentlichkeit getragen. Die Gruppe hat die Familienberatungsstelle AIED gegründet, die bis heute Frauen zu Themen wie Verhütung oder Schwangerschaftsabbruch berät. Emeri hat dort als Rechtsanwältin kostenlose Rechtsberatung für Frauen angeboten und auch von sexueller Gewalt betroffene Frauen vor Gericht vertreten. Ab 1983 war sie für kurze Zeit auch Mitglied des Landtags.

Die Feministinnen der 1970er- und 1980er Jahre haben nicht nur wichtige frauenpolitische Weichen gestellt, sondern auch den Weg für die Überwindung der ethnischen Kluft geebnet. Die pensionierte Bozner Journalistin und Feministin Sandra Bortolin meinte kürzlich zu mir: „Le donne erano interetniche. Questa era la grande forza delle femministe altoatesine.“ (Die Frauen waren interethnisch. Darin lag die große Stärke der Südtiroler Feministinnen.) Den Frauen ist es also im Zuge ihres feministischen Kampfes gelungen, eine ethnische Barriere zu überwinden, die bis heute noch von manchen politischen Akteuren instrumentalisiert wird. Die Frauen der 1980er haben die Zweisprachigkeit mitgetragen, den Kampf der Arbeitenden unterstützt und für freie Liebe und sexuelle Aufklärung gekämpft. Das Südtiroler Kulturzentrum, geleitet von den zwei Frauen Renate Zonta und Irma Traud Mair, hat in Bozen 1979 sogar eine alte Tabaktrafik besetzt, um einen kulturellen Treffpunkt aller Altersgruppen und Sprachen zu etablieren. Die Frauen für Frieden haben in den 1980er-Jahren an Orten wie Kohlern und in Natz-Schabs gegen die Aufrüstung und zunehmende Militarisierung mobilisiert sowie die Südtiroler Bevölkerung vor den Gefahren eines Atomkrieges gewarnt. Und: Die italienischen Feministinnen haben mit Beginn der 1980er die lokale Umweltbewegung maßgeblich mitgestaltet. Die Liste der wichtigen Frauen könnte noch ewig weitergeführt werden: Der ladinischen Schriftstellerin und

Sprachforscherin Frida Piazza (1922–2011) verdanken wir die Erhaltung und Weiterentwicklung der ladinischen Sprache, Schriftstellerinnen wie Anita Pichler (1948–1997) waren wichtige Wegbereiterinnen für die Sichtbarkeit schreibender Frauen und Journalistinnen wie Sandra Bortolin, Eva Klein, Elisabeth Baumgartner oder Renate Mumelter gaben den Frauen und ihren Themen erstmals eine Stimme in den männlich dominierten Medien.

### Südtiroler Geschichtsschreibung ist männlich

Den Frauen in Südtirol verdanken wir also maßgebliche gesellschaftliche Fortschritte. Doch warum vergessen wir sie dann? Dafür müssen wir uns anschauen, wer Geschichte schreibt. Was gilt als aufzeichnungswürdig und wer entscheidet das? Der Ursprung der Frauenforschung liegt buchstäblich in der Kritik an der wissenschaftlichen Blindheit für Frauenrealitäten. Weil lange Zeit vor allem Männer Zugang zu Hochschulen und Universitäten hatten, bemühte sich auch niemand, diesen blinden Fleck auszugleichen. Geschichte wurde von Männern geschrieben. Außerdem wurde vor

allem festgehalten, was sich in realpolitischen und somit öffentlichen Sphären abspielte. Frauen und die Themen, die sie besonders betreffen, wurden aber über

Jahrhunderte ins Häusliche, also ins Private und somit Unsichtbare gedrängt und der Zugang zu Öffentlichkeit blieb ihnen verwehrt. Dazu kommt, dass gerade Frauengeschichte in Südtirol vielfach durch Erzählungen von Zeitzeuginnen, also durch *oral history* überliefert wird und somit auch einen immateriellen Charakter hat. Im Fokus der Geschichtsforschung liegen dabei Personen, die ihre Erfahrungen sonst wohl nicht publizieren würden. Gibt es also keine Archive oder historisch Forschenden, die nach den Feministinnen in Südtirol suchen, stirbt ihre Geschichte irgendwann mit ihnen.

### Feministische Erinnerungskultur

Dass es dazu nicht kommt und gesammelte Informationen zur Frauengeschichte heute überhaupt existieren, verdanken wir den Feministinnen der späten 1980er-Jahre, die im Rahmen von Frauenvereinen wie dem Frauenmuseum (Gründerin Evelyn Ortner), dem Frauendokumentationszentrum oder dem Frauenarchiv bis heute Geschichte mitdokumentieren, auch dann noch, wenn die politischen Vertreterinnen und Vertreter dies nicht (finanziell) unterstützen. Der österreichischen Museologin und Genderexpertin Roswitha Muttenthaler zufolge nehmen Museen als Orte der Erinnerung eine zentrale Rolle ein, im Umgang nur mit dem Eigenen und dem Fremden, sondern auch mit dem Weiblichen und dem Männlichen.

Dass Frauen auch heute in Südtirol ihre eigenen Formen der Erinnerungskultur re- und neu etablieren, zeigte auch der Frauenmarsch-Donne in Marcia letzten September. Unzählige Feministinnen und Feministen haben den öffentlichen Raum in Bozen vereinnahmt und durch Verlesen der Opfer von Femiziden, also Morden an Frauen meist durch ihre männlichen Ex-Partner, all jene Frauen erinnert, die durch die höchste Zuspitzung des Hasses gegenüber Frauen ihr Leben verloren. Das Problem der Gewalt gegen Frauen hat eine lange historische Tradition. Wir erinnern uns in Südtirol zwar oft lieber in Form von mystischen Orten oder spannenden Kindersagen an die Hexen und ihre Verfolgung. Dass die Hexenverbrennungen, die ihren Höhepunkt vor fast 400 Jahren hatten, auch noch heute abseits des Scheiterhaufens Kontingenz haben, klammern wir aber (auch statistisch) lieber aus. Auch die Feministinnen der 1980er sind gegen patriarchale Gewalt auf die Straße gegangen und haben die ersten Frauenhäuser errichtet. Das Frauenhaus Meran zum Beispiel war eines der ersten und fortschrittlichsten Italiens und wurde von vielen weiteren italienischen Regionen als Vorbild genommen. Blöd nur, dass man sich in der breiten Gesellschaft nicht an sie zu erinnern scheint.

Frauen waren in Südtirol also nicht „nur“ Wegbereiterinnen für die Frauen und ihre Rechte, sondern gaben wichtige Impulse für ein soziales, interethnisches, friedliches und ökologisches Miteinander aller. Doch keine Errungenschaft der Feministinnen ist in Stein gemeißelt, wie das kürzlich gekippte Recht auf Abtreibung in den USA erst wieder gezeigt hat. In Italien wurde erst zuletzt wieder bekannt, dass 70 Prozent der Ärzteschaft in den Krankenhäusern aus ethischen Gründen keine Abtreibungen durchführen. Deshalb ist die Erinnerung so wichtig. Junge Generationen wie meine haben die Pflicht, diese Errungenschaften zu verteidigen und die Räume auch für alle Frauen zu erweitern,

die bislang keinen Zugang zu ihnen hatten, wie Transfrauen, behinderte Frauen, schwarze Frauen und alle außerhalb der Frau-Mann-Binarität. Wie die schwarze Schriftstellerin und queere Aktivistin Audre Lorde sagt: „Ich bin nicht frei, solange eine einzige Frau unfrei ist, auch wenn sie ganz andere Fesseln trägt als ich.“

Die Geschichte der Frauen ist ein wichtiger Teil meiner Geschichte und kulturellen Identität als Frau in Südtirol. Wenn schon kleine Mädchen (und Jungen) die Heldinnen in ihrer Geschichte kennen, dann ist das ermächtigend und zukunftsweisend. Was wir brauchen, ist also eine feministische Erinnerungskultur, die sich kritisch hinterfragt und marginalisierte Gruppen inkludiert. Damit der künftige Geschichtsunterricht mehr Her-story erzählt und die Frauen „in memoria“ bleiben. Vielleicht müssen wir dann nicht mehr mit jeder Generation die Kämpfe neu lernen.

Eva Rottensteiner

Illustrationen: Sarah Mair



Anita Pichler



Evelyn Ortner



Frida Piazza



zufällige Häufung links und rechts der Talfer handelt, oder ob die Stadt Bozen und mit der Landeshauptstadt die gesamte Autonome Provinz ein spannendes Forschungsfeld für die Erinnerungskultur und vor allem für ihre Zukunftsfähigkeit sind.

Doch die Bühne für dieses Schicksalsspiel der Erinnerungsschichten hat auch einen landschaftlichen Rahmen. Sie ist zwischen den im wahrsten Sinne „sagenhaften“ Bergformationen des Schlern, des Rosengartens und der Mendel aufgespannt, und an diesen Formen im wechselnden Licht hat sich der Fantasiefunke der Menschen entzündet, der über die Sagen-erzählungen die Grundlage unserer Kultur ist. Auch dieser Landschaft kommt eine Hauptrolle in der Inszenierung der Erinnerungskulturen zu.

Um den richtigen Argumentationsfaden für diese „Bozner These“ aufnehmen zu können, lohnt sich ein Seitenblick auf die Autonomie. In diesem Jahr werden 50 Jahre Zweites Autonomiestatut von 1972 gefeiert, ein guter Anlass, um auch den Aspekt der Memoria zu vertiefen.

Begriffe wie Autonomie, Paket, Proporz und Selbstbestimmung gehören zu unserem Lebenssound, sie gehören zu unserem politischen Wortschatz, doch – wie alles längst Vertraute – verlieren die wahren Bedeutungen oft an Schärfe, und wir nehmen sie zu wenig beim Wort und bei ihrem tieferen Sinn.

Bleiben wir zum Beispiel bei der Autonomie. Als Altphilologin freue ich mich immer darüber, in den Wörtern unserer Zeit auf Vokabeln der Antike und ihre Bedeutung zu treffen. Hier ist es die Sprache der Griechen, die Sprache der Kunst, der Kultur und der Demokratie. Die Autonomie setzt sich zusammen aus „autòs“ und „nòmos“, den Wörtern „selbst“ und „Gesetz“. Ein klares Programm. Wer sich selbst die Gesetze machen kann, ist tatsächlich selbstbestimmt.

Wenn wir in diesem besonderen Jahr 50 Jahre Zweites Autonomiestatut feiern, kommt mir die Frage zu kurz, wofür wir sie eigentlich bekommen haben. Was ist überhaupt ihr Fundament? Mit der Südtiroler Autonomie ist es ganz anders als mit der EU, die ihre Vergan-

genheit als EWG, als Europäische Wirtschaftsgemeinschaft, leider bis heute nicht verleugnen kann.

Unsere Autonomie wächst auf fruchtbarem Grund, ihre Quelle sind die Sprache, die Kultur und die Identität. Es wird Zeit, dass wir uns der Tiefe und Schönheit dieser Botschaft stellen, denn hier liegt das Kraftzentrum des Projektes Südtirol.

Die Väter und wenigen Mütter der Autonomie wussten ganz genau, warum sie für die Verwaltung und die Gesetzgebung im Bereich der Kulturgüter und der kulturellen Tätigkeit hartnäckig und klug verhandelt haben. In den Protokollen der Kommissionen ist nachzulesen, wie viel Mühe sie damit hatten. Und sie waren erfolgreich, weil es ihnen so wichtig war. Die Autonomie ist kein Wirtschaftsprojekt, kein Landwirtschaftsprojekt und kein Tourismusprojekt, sie ist ein Friedensprojekt, weil sie im Grunde ein Kulturprojekt ist. Und die Kultur hat den Auftrag, ein Synonym für den Frieden zu sein. Dass die Kultur der Erinnerung in einem über Jahrzehnte erfolgreichen Friedensprojekt, das auf kultureller Identität beruht, eine große Rolle einnehmen muss, versteht sich von selbst.

Die Autonome Provinz Bozen – Südtirol hatte als nördlichste Provinz auch im 20. Jahrhundert eine bewegte Geschichte. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs war sie seit 1919 Teil des Königreichs Italien, ab 1922 einer faschistischen Diktatur und seit 1945/46 der Republik Italien. In diesem Land der drei anerkannten Sprachgruppen, der deutschen, der italienischen und der ladinischen, die jeweils 69,41, 26,06 und 4,53 Prozent ausmachen, gehören ethnisierte Reibungsflächen auch zu unserer politischen Gegenwart, obwohl sie sich in den letzten Jahrzehnten glücklicherweise nicht mehr mit Gewalt ausgedrückt haben. Die unterschiedlichen kulturellen Ausdrucksformen waren und sind häufig Gegenstand der Auseinandersetzung zwischen den zahlenmäßig unterschiedlich starken Sprachgruppen, deren Verhältnis in Bozen umgekehrt proportional ist. In dieser Stadt steht einer deutschsprachigen Minderheit von 20 Prozent eine italienischsprachige Mehrheit von 80 Prozent gegenüber. Auch die Tatsache, dass es in der Landesverwaltung der Autonomen Provinz für jede der drei Sprachgruppen eine eigene



Lichtinstallation am Finanzgebäude (Casa Littoria) am Bozner Gerichtsplatz. Fotos: © gruppegut.it

Leuchtanzeige der Dokumentationsausstellung am Bozner Siegesdenkmal.

Kulturabteilung mit einem eigenen Landesrat oder einer eigenen Landesrätin gibt, ist eine deutliche Botschaft. Die Zusammenarbeit der Kulturabteilungen auf Verwaltungsebene ist gut und die Arbeit beruht auf einer gemeinsam gesetzlichen Basis, doch die Dreiteilung der Kultur belegt die Tatsache, dass kulturelle Unterschiede und unterschiedliche Bedürfnisse zumindest immer noch angenommen werden und dass es einen Diskurs divergierender Erinnerungskulturen der Sprachgruppen gibt. Der Blick der Sprachgruppen auf die je eigene Vergangenheit ist grundsätzlich geteilt und selektiv.<sup>2</sup>

Die zehn Landesmuseen im Betrieb Landesmuseen mit ihren 17 Standorten im ganzen Land sind institutionalisierte und kanonisierte Formen der Gedächtnisvermittlung für alle Menschen, die in diesem Land leben, sie richten ihr Angebot an die gesamte Bevölkerung. Doch auch hier gibt es einen interessanten Aspekt. Die ladinische Sprachgruppe besitzt in St. Martin in Thurn im Gadertal ein „Museum Ladin“, ein ladinisches Museum also, dem auch ein Ladinisches Kulturinstitut im selben



Ort zur Seite gestellt ist. Sorgsam markierte Abgrenzung der Erinnerungskultur der kleinsten und ältesten Sprachgruppe.

Im Zeitalter der Digitalisierung – auch der Kulturgüter – verändern sich der Rhythmus wie auch die Formen und die Dimension der Gedächtnispflege. Obwohl die alten Muster der jeweiligen Erinnerungskultur immer wieder auftreten, gibt es hierzulande doch seit mehr als zehn Jahren eine gute neue Entwicklung in diesem Labor der Memoriae, weil bedeutende Symbole durch gezielte Maßnahmen politisch „entladen“ werden konnten. Die alten Gedächtniskonflikte haben sich vor allem in Bozen an den Symbolen der jeweils anderen Sprachgruppe entzündet und entladen, etwa am 1928 eingeweihten Siegesdenkmal nach Entwürfen von Marcello Piacentini, am Relief „Triumph des Faschismus“ von Hans Piffraeder an der „Casa Littoria“, am Denkmal für den Minnesänger Walther von der Vogelweide am gleichnamigen Platz oder am 1907 errichteten „Laurinbrunnen“ von Andreas Kompatscher und Arthur Winder, der heute am Silvius-Magnago-Platz steht. Zerstörung von Kulturgütern, wandernde Denkmäler und Aufmärsche waren die Protestformen gegen das jeweils Andere und machen Bozen „zum kleinen, widersprüchlichen, zugleich exzellenten Zentrum europäischer Gedächtnis-Stadien. Diese spannen sich vom Nationalismus über den faschistischen Imperialismus bis hin zu Symbolbauten der Autonomie, flankiert von den Baustilen des Historismus und der klassischen Moderne.“<sup>3</sup>

Dieser Art von Denkmälern, die mit Zielen der kulturellen Affirmation oder im Gedenken an militärische und politische „Erfolge“ errichtet wurden, stellt sich nun eine neue Art von Mahnmalen oder Bewältigungsstrategien an die Seite, die das Ziel haben, vergangene Verbrechen, Unrecht oder Traumata zu visualisieren, zu erzählen, vermitteln und dadurch zu ihrer Bearbeitung beizutragen. Erst seit den 2010er-Jahren gelingt es Schritt für Schritt, diese Symbolträger angemessen zu historisieren.

Dazu gehören zum Beispiel die Erinnerungsstätte an den Mauerresten für das 1944/45 bestehende nationalsozialistische Durchgangslager in Bozen und das

2002 eingeweihte Mahnmal für die Opfer des Holocaust am städtischen Friedhof.

Die sogenannte „Passage der Erinnerung“ bei der denkmalgeschützten Mauer des Durchgangslagers in der Bozner Reschenstraße, mit ihrer Lichtinstallation von 32 Glaselementen einer Mauer nachempfunden, ist ein herausragendes Beispiel der Auseinandersetzung mit den Opfern und Folgen des Nationalsozialismus. Abwechselnd leuchten auf den Elementen die Namen der Menschen auf, die nachweislich hier inhaftiert werden. Bei neuen geschichtswissenschaftlichen Erkenntnissen werden Liste und Installation ergänzt, ein lernendes Mahnmal, das auch unsere Emotionen ins Spiel bringt. Das außerordentliche Projekt von Elena Mezzanotte und Peter Plattner geht den Weg weiter, der um das Jahr 2010 mit der politischen Übereinkunft von Staat, Land und Gemeinde zur historischen Kontextualisierung des Siegesdenkmals begonnen hat. Hier zeigt sich auch der größere Kontext einer europäischen Erinnerungspolitik.

Damals hatte sich für den politischen Zankapfel überraschend ein Fenster der Möglichkeiten geöffnet, um das Kraftfeld um das Denkmal/Mahnmal durch eine innovative und tragfähige historische Kontextualisierung für immer positiv zu verändern.

Die großartige Arbeit, die die Arbeitsgruppe für die im Juli 2014 eröffnete Dokumentationsausstellung „BZ '18-'45 ein Denkmal, eine Stadt, zwei Diktaturen“ unter der Leitung des für das Denkmal zuständigen Denkmalpflegers Ugo Soragni für den Staat, mit Christine Roilo und Andrea Di Michele für das Land und Silvia Spada und Hannes Obermair für die Stadt Bozen geleistet hat, wird auch international beachtet. Im Land selbst, kommt mir vor, hat sie immer noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit und Anerkennung erhalten. An diesem Ort haben Geschichtswissenschaft, zeitgemäße Vermittlungsarbeit, architektonisch-grafische Gestaltung und Kunst durch eine geschickte interdisziplinäre Transformation einen wesentlichen Beitrag zum friedlichen Zusammenleben in diesem Land geschaffen. Seit der Eröffnung scheint sich der imposante Marmorbau nicht mehr für politische Vereinnahmungen zu eignen. Im Rahmen einer Langen Nacht

der Museen konnte auf der höchsten Ebene sogar ein Jazzkonzert stattfinden.

Ein weiterer Schritt auf dem neuen Weg des Umgangs mit dem schwierigen Kulturerbe, dem *dissonant heritage*, ist der gestalterische Eingriff am sogenannten Finanzgebäude in der Italienallee (Casa Littoria). Der monumentale Fries des Bildhauers Hans Piffraeder (Klausen 1888–Bozen 1950) mit der zentralen Darstellung des Duce Mussolini hoch zu Ross wurde mit einem Spruch-Lichtband kritisch verfremdet. Die unvergleichlichen Worte nach Hanna Arendt „Niemand hat das Recht zu gehorchen“ setzen in den drei Landessprachen die Pose des Duce in ein ganz neues Licht. Diese starken Worte schaffen eine Verbindung zur Dokumentationsausstellung im Siegesdenkmal, auch dort erscheint das Diktum als Lichtzeichen an der Wand. Jeder nächtliche Besuch auf dem Platz beim Landesgericht ist ein kleiner Lichtblick des zeitgemäßen Umgangs mit der Geschichte, in dem die Kunst eine wesentliche Rolle spielt. Eine Essenz der Zivilcourage.

Der Trend zur gezielten Hervorhebung der drei Sprachgruppen, durch bewusste sprachliche Präsenz oder durch symbolische Darstellung, setzt sich auch auf dem Silvius-Magnago-Platz vor dem Landtag und den ebenfalls dort stehenden beiden „Landhäusern“, den zentralen Verwaltungsgebäuden, fort. In der Neugestaltung des Platzes durch den Architekten Stanislao Fierro im Jahr 2018 stehen drei sogenannte Totems als große Steinstelen für die drei geologischen Zonen des Landes und zugleich auch für die drei Sprachgruppen. Dazugekommen ist in diesem Jahr eine leuchtend rote Vermittlungsinstallation mit den überlebensgroßen Lettern AUTONOMIE/A, die, in Form digital-medialer Vermittlungsstelen in Texten, Filmen und Hörstationen über den Platz gelegt, die Geschichte der Autonomie erzählen. Zu den Inhalten der Vermittlung eröffneten die Historikerinnen und Historiker nach der Einweihung eine wissenschaftliche Diskussion. Im gegenüberliegenden Teil des Bahnhofsparkes, 2021 nach Alcide Berloffia als dem „italienischen“ Vater der Autonomie benannt, dem eine rote Info-Sitzbank gewidmet ist, wird diese Autonomie-Installation fortgesetzt. Auch dies ein Beispiel für eine neue Haltung und Strategie, wenn es darum geht, neue Denkmäler zu schaffen,

eine gemeinsame Erinnerungskultur zu leben oder alte Denkmäler auf neue und dem Frieden verpflichtete Weise zum Sprechen zu bringen.

Auch der Laurinbrunnen, der leider nicht mehr plätschert, steht noch – leicht verrückt – auf dem Silvius-Magnago-Platz, etwas grob in seiner Formensprache. Geschaffen wurde er als touristisches Werbemittel für die Wassermauerpromenade vor der Kulisse des Rosengartens. Erst durch eine falsche Deutung seines aus den Dolomiten sagen herrührenden Bildprogramms zerstört, dann wieder repariert, bis ins Kriegsmuseum nach Rovereto auf Reisen geschickt, wurde er 1996 wieder zurückgeholt und symbolisch aufgeladen. Sein Schicksal erzählt gleichermaßen von der wechselnden Deutung und Bedeutung von Denkmälern wie auch von den Missbrauchsgefahren, denen sie ausgesetzt sind. Auch dieses Denkmal verdiente eine Kontextualisierung und Erzählung seiner wechselvollen Geschichte und letztlich einen zeitgenössischen Kunstgriff, der den bösen Zauber bricht und die beiden dargestellten Männer aus der erstarrten Gewaltsituation entlässt. Es geht hier nicht um widerstreitende Kulturen, sondern sie kämpfen um Similde, deren sagenhafte Schönheit wir nachempfinden können, wenn wir im Morgenlicht vom Obstmarkt her durch die Silbergasse blicken und in der Bergformation das zauberhafte Profil des „schlafenden Mädchens“ erkennen. Auch hier sprüht die Landschaft Kulturfunken.

Da fast alle erwähnten Denkmäler und Objekte unter Denkmalschutz stehen, die Zuständigkeit für die Gesetzgebung und Verwaltung der materiellen Kulturgüter im Zweiten Autonomiestatut verankert ist und beim Landesdenkmalamt als Fachbehörde liegt, lohnt sich auch ein Blick auf die Liste der rund 5.050 Baudenkmäler und auf die Frage, ob diese von den drei Sprachgruppen als neutral wahrgenommen werden oder ob die jeweilige Sichtweise der drei Sprachgruppen auf den Denkmalbestand eine ganz andere ist.

Dasselbe Verfahren wäre selbstverständlich auch auf die Archäologie und das Archivwesen anzuwenden, die ebenfalls zum Verantwortungsbereich des Landesdenkmalamtes gehören. Eine interdisziplinäre Vorgangsweise ist hier jedenfalls notwendig.

Zur Identifikation der drei Sprachgruppen mit den materiellen Kulturgütern, die unter Schutz stehen, gibt es keine Datenerhebung, eine entsprechende Befragung könnte interessante Ergebnisse bringen.

Indirekte Auskunft darüber, welche Baudenkmäler von der italienischen Sprachgruppe als „ihre“ wahrgenommen werden, gab die kürzlich erfolgte Unterschutzstellung der Kirche zum heiligen Pius X., einem Spätwerk des Architekten Armando Ronca (Verona 1901–Bozen 1970) im Don-Bosco-Viertel in Bozen, wo vor allem der soziale Wohnbau der Stadt beheimatet ist.

Die Tatsache, dass diese Architekturikone der Nachkriegsmoderne in diesem Stadtviertel als schutzwürdig erachtet wird, wurde von vielen italienischsprachigen Boznerinnen und Boznern mit Erstaunen und Freude aufgenommen und erhielt auch in den Medien entsprechenden Raum. Dazu haben sich einige deutschsprachige Boznerinnen und Bozner in die Reschenstraße begeben, um den beseelten Raum dieser Kirche in Sichtbeton zu erleben, deren Existenz ihnen vorher nicht bekannt war.

Die Erkenntnis ist daher auch, dass die identitätsstiftende Kraft der Baudenkmäler nicht sprachgruppenunabhängig und neutral ist und dass die Unterschutzstellungsstrategie des Landesdenkmalamtes, die sich derzeit vor allem auf das 20. Jahrhundert konzentriert, auch diesen Aspekt zu berücksichtigen hat.

Im Juni dieses Jahres hat die Landesregierung auch die Unterschutzstellung des Kopfgebäudes am Siegesplatz im Eigentum des Nationalen Fürsorgeinstituts (INPS/NISF) beschlossen. Obwohl in Bozen und Südtirol bereits zahlreiche rationalistische Gebäude aus der Zeit zwischen 1920 und 1940 des sogenannten Ventennio unter Denkmalschutz stehen, wurde diese Maßnahme als Signal wahrgenommen, dass es jetzt auch auf der politischen Ebene möglich ist, die urbanistischen und architektonischen Werte des Stils der neuen Sachlichkeit von der gleichzeitigen Diktatur des Faschismus zu unterscheiden und in ihrem kulturellen Wert zu würdigen. Diese Haltung ermöglicht neue und differenzierte Zugänge in der Be- und Verarbeitung der Traumata, die von der Diktatur des Faschismus verursacht wurden.

Die neueren Erkenntnisse der Gehirnforschung, dass die Traumata der Gesellschaft insgesamt und unserer Vorfahren in jeder und jedem von uns nachweisbar weiterleben und sich jederzeit durch Angststörungen und Depression zu Wort melden könnten, übertragen der Erinnerungskultur eine weitere verantwortungsvolle Aufgabe. Die Aufarbeitung der Geschichte dient der Gegenwart und der Zukunft.

Zu dieser Aufarbeitung tragen wesentlich die Forschungsarbeiten und Publikationen des Südtiroler Landesarchivs als Teil des Landesdenkmalamtes und des Kompetenzzentrums für Regionalgeschichte an der Freien Universität Bozen bei, das politisch als nachhaltiges Projekt des Gedenkjahres 2009 initiiert wurde.

Zu den immer noch nicht ausreichend bearbeiteten Traumata gehört in unserem Land auch die Option, deren Folgen und Ausläufer in unserer Gesellschaft bis heute gegenwärtig sind und verarbeitet werden müssen, weil sie die Lebenshaltung und das Lebensgefühl der Südtiroler Gesellschaft heute noch beeinträchtigen. Die Dauerausstellung zur Südtiroler Zeitgeschichte, die im Landesmuseum in der Franzensfeste derzeit vorbereitet wird, kann dazu einen wesentlichen Beitrag leisten. Auch sie wird zu berücksichtigen haben, dass alle Geschichtskulturen und Erinnerungslandschaften dort ihren Platz finden dürfen.

Auch die Unterschutzstellung des Privatarchivs von Alexander Langer im Mai 2015 war eine Botschaft im Sinne einer Vergangenheitsbewältigung, die dem friedlichen Zusammenleben der Menschen verpflichtet ist. Mein kurzer Gang durch das Erinnerungsgewitter in Bozen dies- und jenseits der Talfer ist ein klarer Befund und eine wichtige Erfahrung. In der Stadt Bozen und im ganzen Land, die beide als Ausnahme in Europa sowohl den italienischen als auch den deutschen Faschismus erlebt haben und bis heute an den tiefen Wunden laborieren, die diese totalitären Regime geschlagen haben, ist es besonders wichtig, die Tabus zu bearbeiten und eine Heilung zu erreichen. Bozen und Südtirol sind ein Testlabor für Frieden und Demokratie.

Es ist wichtig, dass wir die Chancen einer demokratischen- und erinnerungspolitischen Aufarbeitung im vollen

Umfang nutzen, um der Öffentlichkeit, den Bildungsinstitutionen, den Forschungseinrichtungen und allen Menschen, die in Südtirol leben, zu zeigen, dass unsere komplexen Erinnerungsräume gemeinsam und produktiv durchschritten werden können. Eine solche geteilte Erinnerungskultur ist die richtige Basis für die Zukunft der Autonomie im Zeichen der Demokratie, des Friedens und der Nachhaltigkeit.

Es geht um die Neugier und Offenheit, um das Zusammenleben, die Freundschaft und die Kooperation, es geht um die friedensstiftende Energie der Kultur, um die Werte, die unsere Gesellschaft tragen. Gerade in einer Zeit, in der unsere Illusion von einem selbstverständlich friedlichen Europa durch den Krieg in der Ukraine zerstört wurde, sollten wir uns der Ressourcen der Erinnerungskultur bewusst sein. Der Erhalt und die Vermittlung des ehemaligen Nato-Areals in Natz als eines einzigartigen Relikts des Kalten Krieges, den wir für beendet gehalten hatten, sind auch ein Etappenziel auf diesem Weg.

Die Bergbauernhöfe in unserer Landschaft sind die visualisierte Resilienz, die unsere Vorfahren uns mitgegeben haben auf den schweren Weg unserer Zeit. Wir können sie sehen und verinnerlichen im Sinne von Jean Markale, der gesagt hat: „Es ist nie zu spät, die Vergangenheit als lebendige Quelle der Zukunft zu sehen.“ Genau darin liegt das unschätzbare Geschenk der Kulturgüter, sie erzählen von Überlebenswillen und Überlebensstrategie, von der Ökonomie der Kräfte und den Ressourcen der Natur, von Kreativität und innerem Reichtum. Wir sollten auf sie hören, die Kulturgüter sind der Atem der Autonomie.

**Karin Dalla Torre**

<sup>1</sup> Vgl. diesen Begriff bei Aleida Assmann: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

<sup>2</sup> Vgl. Hans Heiss und Hannes Obermair: *Erinnerungskulturen im Widerstreit. Das Beispiel der Stadt Bozen/Bolzano 2000–2010*, in: Ostermann, Patrick (Hrsg.): *Der Grenzraum als Erinnerungsort. Über den Wandel zu einer postnationalen Erinnerungskultur in Europa* (Histoire 34), Bielefeld 2012, 63–79, S. 74.

<sup>3</sup> Ebd. S. 67.



Hands on bei der Vermittlung der Autonomie am Silvius-Magnago-Platz. Foto: Ivo Corrà



Grabdenkmal für Kaiser Maximilian I. (1459–1519) in der Hofkirche in Innsbruck. Foto: Wikimedia

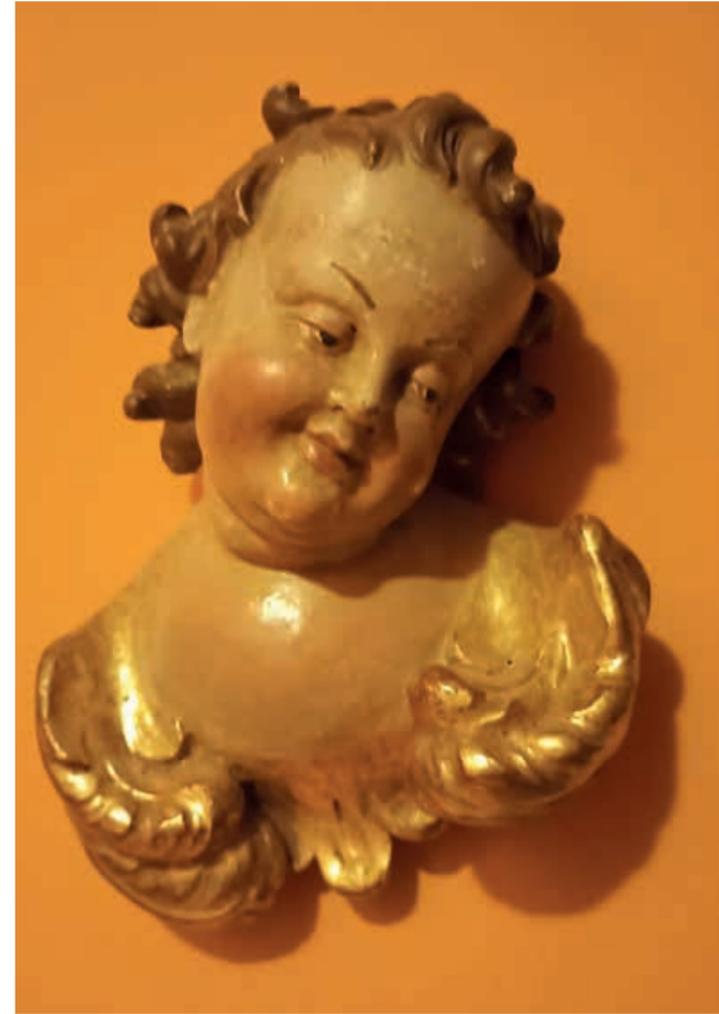
## Muss ein Erinnerungsort immer monumental sein?

Der französische Wissenschaftstheoretiker Pierre Nora prägt mit seiner Definition, was denn alles als ein Erinnerungsort anzusehen sei, den wissenschaftlichen Diskurs darüber. Er spricht davon, dass ein Erinnerungsort nicht unbedingt ein physischer Ort sein muss, sondern durchaus auch im übertragenen Sinn gedacht werden sollte. So kann es neben dem geografischen Ort und monumentalen



Links: Die offene Straßenkapelle mit dreiseitig schließendem Chor und steilem, weit vorkragendem Satteldach stammt aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Giebelfeld befindet sich eine barocke Darstellung von Mariä Verkündigung, die kreuzgewölbte Nische ist durch ein barockes schmiedeeisernes Gitter abgetrennt. Foto: BDA/Wikimedia

Denkmälern auch eine mythische Gestalt, ein historisches Ereignis, ein Gegenstand oder gar ein Begriff sein. Diese Ansätze gelten vordergründig für Erinnerungsorte einer sozialen Gruppe, die mit diesem Ort versuchen ein kollektives Gedächtnis zu generieren oder zu erhalten. Es ist selbstverständlich so, dass gerade große Denkmäler perfekt dazu geeignet sind, Erinnerung über einen langen Zeitraum zu fixieren. Doch welche Erinnerungsorte sind für uns als soziale Gruppe wirklich wichtig? Im täglichen Leben denkt doch kaum jemand an das, zugegeben großartige und monumentale, Grabdenkmal von Kaiser Maximilian I. in der Innsbrucker Hofkirche oder andere im öffentlichen Raum befindlichen Denkmäler, geschweige denn, dass wir eine emotionale Bindung zu ihnen haben. Da zählen die kleinen Erinnerungsorte, die mitunter für andere, nicht der eigenen sozialen Gruppe zugehörigen Personen, gar nicht als solche erkennbar sind. Wie unterschiedlich solche Erinnerungsorte auch sein mögen – von der Bank im Wald, auf welcher der Großvater so gerne saß oder die Keksausstecher von der Tante, bis zur Armbanduhr des Patenonkels – es sind zumeist Orte, die die Erinnerung an einen geliebten, verstorbenen Menschen am Leben halten. Immanuel Kant brachte es auf den Punkt „... nur wer vergessen wird, ist wirklich tot.“. Der eine oder andere Erinnerungsort hilft uns Menschen dabei, unsere Verstorbenen nicht nur mit einer Grabstätte in Erinnerung zu behalten, sondern besonders mit kleinen, im täglichen Leben integrierten Erinnerungsorten sie nicht zu vergessen. Für mich und meine Familie sind das beispielsweise zwei ganz unterschiedliche Erinnerungsorte. Der erste ist ein für alle sichtbarer Erinnerungsort im öffentlichen Raum – die an der Seestraße in Natters befindliche „Seifenskapelle“. Jahrzehntlang hat meine Großmutter dafür gesorgt, dass dort immer eine Kerze brannte, alles sauber und in Ordnung war. Der tägliche Gang zu „ihrer“ Kapelle



Engelskopf (ca. 14x20 cm) geschnitzt und gefasst von Josef Zeisler. Foto: Pancheri

war nicht nur eine Pflicht für sie, sondern ein Bedürfnis. Jedoch ist dieser Erinnerungsort keiner, an dem wir in unserem hektischen Alltag täglich oder auch nur wöchentlich vorbeikommen – ist meine Großmutter also vergessen? Überhaupt nicht, schließlich gibt es bei mir zuhause einen weiteren für mich immens wichtigen Erinnerungsort an diese bescheidene, großzügige und starke Frau – einen geschnitzten Engelskopf. Diese Figur – geschaffen vom Axamer Künstler Josef Zeisler, einem Verwandten meines Großvaters – hing jahrzehntelang im Wohnzimmer meiner Großeltern über dem Esstisch an dem alle Familienfeste gefeiert wurden und unter dem der wöchentliche Sonntagnachmittagskaffee zelebriert wurde. Und so ist dieses Kunstwerk,

welches nach dem Tod meiner Großmutter von ihrem Wohnzimmer an die Stirnwand meines Flurs übersiedelte, weit mehr als nur religiöse Kunst. Der Engel ist in meinem atheistischen Haushalt ein Erinnerungsort, der jeden Morgen auf dem Weg zum Frühstückskaffee in mein Blickfeld kommt. Er ist indes nicht nur ein Erinnerungsort für die liebevollen Großeltern – dafür hätte ein schön gerahmtes Bild auch gereicht, sondern seine Schrammen erzählen von dem einen oder anderen Missgeschick im Umgang mit ihm. Es versteht sich von selbst, dass mit einer Renovierung die Zeichen des unsachgemäßen Umgangs durch uns Enkelkinder und dem Staubwedel der Großmutter behoben werden könnten, doch nur was nach langer Zeit noch wie neu aussieht wurde nie wirklich geliebt und das kann man von diesem Erinnerungsstück nur wirklich nicht behaupten. Dieser Erinnerungsort ist aber nicht nur ein solcher im wahrsten Sinn des Wortes, er ist auch ein Mahnmal. Meine Großeltern haben kaum den Mikrokosmos ihres Heimatortes je verlassen. Sie haben nichts von der „großen, weiten Welt“ gesehen, waren sie unglücklich darüber? Nein, überhaupt nicht, das Gegenteil war der Fall. Das wonach wir heute oft zwanghaft suchen – der Entschleunigung – war für sie das tägliche Leben und sie waren zufrieden damit. Und mussten sie doch einmal in die Stadt fahren, weil es ein Arztbesuch oder eine neue Winterjacke notwendig machte, dann wurde dieser Ausflug so kurz wie möglich gehalten. Luxus war für sie nicht die x-te Fernreise, das neueste Auto oder teurer Schmuck – sie hatten Freude am Gedeihen des Gemüsegartens, dem Brotbacken im eigenen Kachelofen, einem „Ratscher“ über den Gartenzaun oder dem Besuch ihrer Enkelkinder. All das verbinden ich und meine Familie, wenn wir den Erinnerungsort „Engelskopf“ betrachten mit meinen Großeltern und wenn es mal wieder hektisch ist, sehe ich das kleine Kunstwerk an der Wand an und mir wird wieder bewusst, dass es mehr gibt im Leben als Deadlines und beruflichen Erfolg. Somit erfüllt er die Funktion des Erinnerungsorts an geliebte Menschen genauso wie er mahnend in Erinnerung bringt, kurz inne zu halten und sich über die kleinen Dinge des Lebens zu freuen.

Andrea Pancheri



Blochziehen 2018. Foto: ©Kirschner-Andreas

Bär und Miasmann. Foto: Verein Blochziehen Fiss





Fastnachtfigur „Der Kurz“. Fotos: Amraser Matschgerer



Unnsiniger Donnerstag, Schellenslagen.

## Tirol und das immaterielle Kulturerbe - Anerkennung durch die UNESCO

Die bunte Bandbreite der Tiroler Volkskultur(en) wird gewürdigt – nicht zuletzt durch die UNESCO, die im Rahmen des immateriellen Kulturerbes nationales Kulturgut mit einem Gütesiegel ehrt.

Laut Statuten zählen zum immateriellen Kulturerbe „Praktiken, Darstellungen, Ausdrucksformen, Wissen und Fertigkeiten, die Gemeinschaften, Gruppen und gegebenenfalls Einzelpersonen als Bestandteil ihres Kulturerbes verstehen. Gleichzeitig erfasst dieser Begriff auch die Instrumente, Objekte und kulturellen Räume, die mit dem jeweiligen immateriellen Kulturerbe in Zusammenhang stehen. Konkret wird das immaterielle Kulturerbe in fünf Bereichen, deren Übergänge fließend sind, zum Ausdruck gebracht:

- Mündlich überlieferte Traditionen und Ausdrucksformen, einschließlich der Sprache als Trägerin des immateriellen Kulturerbes
- Darstellende Künste
- Gesellschaftliche Praktiken, Rituale und Feste

- Wissen und Praktiken in Bezug auf die Natur und das Universum
- Traditionelle Handwerkstechniken

Immaterielles Kulturerbe wird von einer Generation an die nächste weitergegeben, fortwährend neu gestaltet und vermittelt den Gemeinschaften ein Gefühl von Identität und Kontinuität.

Gerade letztgenannte Punkte sind für die Anerkennung immens wichtig: Weitergabe, Lebendigkeit und Jugendarbeit. Für die Einreichung bedarf es einer ausführlichen Beschreibung, fundierter historischer Nachweise, aber auch zukunftsorientierter Pläne. Eine eigene Jury bewertet nach streng formalen Kriterien. Tirol kann stolz darauf sein, dass doch einige Bräuche und volkskulturelle Praktiken in diese nationale Liste bereits aufgenommen wurden. Darunter etwa der vorweihnachtliche Brauch des Anklöpfelns im Tiroler Unterland, die Bergfeuer Ehrwald, das Wissen um die Handfichte als Klangholz, die Ötztaler Mundart, das Sternsingen um den 6. Jänner im Villgratental,

die Schaftriebe im Öztale und die Fastnachtsbräuche Schemenlaufen (Imst), Schleicherlaufen (Telfs), Blochziehen (Fiss) oder das Mullen und Matschgern in Innsbruck und Umgebung (= Mühlau, Arzl, Rum, Thaur und Absam), das Zachäussingen in Zirl.

Im Gegensatz zum Weltkulturerbe handelt es sich beim immateriellen Kulturerbe um geistiges Gut, um Volkskultur und damit verbundene Bräuche und Gepflogenheiten. Großer Wert wird dabei auf die sozialen Komponenten gelegt, auf die dörfliche Zusammenarbeit, auf gesellschaftliche Netzwerke und vor allem auf die konstruktive Weitergabe an die Jugend.

Das Gütesiegel ist eine nationale Anerkennung und Würdigung, aber auch Aufgabe: kein Stillstand oder ein bloßes Beharren ist gefordert, sondern eine stetige Pflege im Sinne der volkskulturellen Lebendigkeit. Und in Tirol weiß man um diese Notwendigkeit einer traditionellen und doch weltoffenen Volkskultur.

Petra Streng



Stadel des Klosters Muri Gries. Foto: Gideon de Vries



## Wie ist der bauliche Denkmalschutz umsetzbar?

**W**as haben das Reiterstandbild Benito Mussolinis in der Mitte eines riesigen Reliefs auf dem Gerichtsplatz in Bozen und der Grieser Stadel gemeinsam? Eine kurze Antwort könnte so lauten: Beide sind Denkmäler, mit denen sich der Denkmalschutz befassen muss und die zurzeit in der öffentlichen Diskussion stehen.

Die Diskussion um das Mussolini-Porträt ist gegenwärtig zwar verhalten, aber sie ist unterschwellig immer noch da, auch nachdem versucht worden ist, mittels Beschriftung und Verdeckung dem Objekt den Stachel zu nehmen. Der Stadel des Klosters Muri Gries ist ein profanes Bauwerk, das bald 200 Jahre auf dem Buckel haben mag. Seine zeittypische Architektur verkörpert die gutswirtschaftliche Ökonomie des 19. Jahrhunderts. Der Beschluss über seine Eintragung ins Verzeichnis der schützenswerten Objekte steht gerade bevor. Das zuständige Denkmalamt in Bozen hat vorgeschlagen, den Stadel unter Schutz zu stellen. Die

Landesregierung, die dazu das letzte Wort hat, steht in einem Konflikt, ob sie den Interessen der Baubetreiber, der Notwendigkeit, kulturgrundschonend Wohnraum zu schaffen, oder dem Denkmalschutz den Vorzug geben soll. Beim Erscheinen dieses Artikels wird die Entscheidung gefallen sein, dann wird man sehen, wie die Politik dazu steht. Falls der Stadel unter Schutz gestellt wird, muss ein sinnvoller Nutzungsplan erarbeitet und eine dementsprechende Finanzierung vorgesehen werden.

Diese beiden Beispiele: Mussolinis Reiterstatue und der Grieser Wirtschaftsstadl zeigen nicht nur die Brisanz der Fragen auf, auf die die Baudenkmalpflege zu antworten hat, sondern lassen auch die sachliche Spannweite der Objekte erahnen, mit denen sich Denkmalschutz zu befassen hat. Die zeitliche Dimension ist dabei noch gar nicht mitgedacht.

Alles, was der Mensch im Laufe der Geschichte an Bauten errichtet hat, ist letztlich Zeugnis menschlichen

Schaffens und gehört damit schon zum Kulturerbe, gleichgültig ob es für schön und nützlich oder weniger schön und unnützlich gehalten wird. Um im lokalen Bereich zu bleiben, fallen unter denkmalgeschützte Objekte bronzezeitliche Opferplätze, Elemente römischer Straßen, moderne Gewerbehallen und Fabrikanlagen, mittelalterliche Bergwerksstollen, Brücken- und Straßenbauten usw. nicht weniger als die leicht erkennbaren und geschätzten Kulturbauten wie Kirchen, Schlösser, Ansitze, alte Bauernhäuser und Ähnliches. Nicht zu vergessen sind die rein historischen Bauten, in denen sich Geschichte ereignet hat wie Rathäuser, Gerichtsgebäude, Amtsgebäude und dergleichen. Einzubezieh sind alle historischen Denkmäler, die zur Erinnerung an gewisse Personen, Ereignisse und Begebenheiten aufgestellt wurden.

Daneben und dazwischen gibt es viele bauliche Objekte, die einem Grauzonenbereich angehören und deren kultureller Wert schwer ausmachbar ist. Das sind alte Wege, alte Mauern, die dazu dienen und dienen, Hanglagen für den Acker- und Weinbau nutzbar zu erhalten. Aber auch Wirtshäuser, Stadel, Heuschuppen, Mühlen und einfache Häuser können, wenn sie interessante bauliche und stilistische Merkmale aufweisen, schützenswert sein.

Dabei ist noch zu beachten, dass oft das einzelne Objekt den Schutz nicht für sich verdient, sondern als Teil eines wertvolleren Ganzen: als Nebengebäude, als Gartenanlage, als umfriedetes Grundstück, das zusammen mit einem größeren eine schützenswerte Einheit bilden kann. Oft sind solche Anlagen zum Beispiel bei herrschaftlichen Ansitzen oder, wie im Fall des genannten Stadels in Gries, als Teil des Klosterareals entstanden. Kleine Kapellen im Umfeld bedeutender Kirchen und die oft dazugehörenden Umfassungsmauern mit Kapellennischen fallen ebenfalls in diese Kategorie. Plätze vor Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden mit den anstehenden Häusern machen eine schützenswerte Einheit aus. Der Abbruch einzelner Gebäude würde dabei eine nicht mehr zu schließende Lücke hinterlassen und die Verbauung des Platzes das unter Schutz stehende Objekt beeinträchtigen. Daher wird in alten Städten der historische Kern, soweit er noch erhalten ist, unter Schutz gestellt. Es kann



Der Säbener Felsen oberhalb von Klausen mit der ganzen Klosteranlage, gegen Königsanger-Spitze. Foto: Hermann Frass.  
Quelle: Amt für Film und Medien

auch ein Dorf oder eine Siedlung durch seine besondere Bauweise ein schützenswertes Ganzes wie die Fane-Alm im Valsertal ergeben.

Denkmalpflege umfasst nicht nur den Schutz und die Erhaltung des kulturellen Erbes der Menschheit, sondern hat auch die Aufgabe, die Gesellschaft über die Inhalte und Werte der geschützten Objekte zu informieren. Neben der Erhaltung des historischen Erbes ist daher auch Öffentlichkeitsarbeit gefordert. Darunter ist eine breite didaktische Aufklärungstätigkeit zu verstehen, sowie die Bereitschaft und Fähigkeit, in öffentlichen Diskussionen die Schutzmaßnahmen zu begründen und zu verteidigen und so die Gesellschaft von deren Notwendigkeit zu überzeugen. Aber alles Reden und Werben kann vergebens sein, wenn sich die Eigentümerinnen und Eigentümer nicht umstimmen lassen.

Und nicht zu vergessen, es bedarf immer einer sinnvollen Nutzung. Fehlt diese, führt das Objekt ein museales Dasein. Daher wird man für den gegebenen Standort eine angemessene Verwendung finden müssen. Diese Aufgabe wird in Zukunft noch viele Probleme aufwerfen. Im Einzelnen bahnen sie sich schon an. Denken wir zum Beispiel nur an die bereits verlassenen Klosteranlagen, an die zum Teil auch leerstehenden, kulturhistorisch interessanten Fabrikanlagen, Gewerbebauten oder Kasernen. Nicht alle eignen sich für eine Verwendung als Amtsgebäude, Schulen, Altenhäuser, Kongresszentren usw. Und wenn schon, werden sie wirklich alle gebraucht?

Bei der Frage, wie weit das Objekt abgeändert werden darf, damit es den Anforderungen des gegenwärtigen Lebensstils entspricht und dennoch den ursprünglichen Charakter nicht verliert, treffen die Ansichten der

Denkmalpflege und der Bauherinnen und Bauherren häufig diametral aufeinander. Nicht selten stehen diese den Auflagen des Denkmalamtes verständnislos gegenüber und fragen sich, ob Lehre und Praxis in der Denkmalpflege nicht zu weit auseinanderklaffen. Dabei ist von den einzelnen Mitarbeitern der Denkmalpflege oft sehr viel Geschick und Überzeugungskraft gefordert. Da ist nur zu hoffen, dass zumindest die planenden Architektinnen und Architekten mit gutem Rat beistehen. Wichtig wäre eine bessere Zusammenarbeit des gesamten Bauwesens – wahrlich keine leichte Aufgabe in unserer schnelllebigen Zeit voller Umbrüche und Neuerungen, in der das Alte dem Neuen vielfach im Wege steht. Dazu kommt, dass Menschen häufig großes Interesse an Neuerungen zeigen und Vorhandenes als verbraucht und öde betrachten. Die Freude am Neuen wird bald zur Mode, die alles Vorhergehende verwirft, es als unschön ansieht und ihm jeden Wert abspricht. Das hat dazu geführt, dass unsere Vorfahren oft der wertvollsten Kunstwerke überdrüssig wurden und sie abrisen oder um- und überbauten. Zu ihrer Verteidigung muss man sagen, dass viele Bauten wegen des gestiegenen Raumbedarfs oder wegen anderer sachlicher Zwänge umgestaltet wurden. Aber auch aus religiösen und ideologischen Gründen wurden und werden wertvolle Bauten zerstört und überbaut. Schließlich darf auch nicht übersehen werden, dass die Natur selbst zum Verfall beiträgt. Wo die Menschen die Wohn- und Kultstätten verlassen haben, wurden diese von der Natur wieder in Besitz genommen. Lediglich die Pyramiden in Ägypten haben dank ihrer Festigkeit und besonderen klimatischen Lage überdauert.

Dennoch hat es immer schon Geister gegeben, die erkannt haben, dass es um viele alte Bauten schade ist. In der Zeit der Aufklärung wurde darüber dann offen diskutiert. Nach den Verwüstungen während der Französischen Revolution, als nicht nur den Heiligenstatuen an den Wänden der Kathedralen die Köpfe abgeschlagen, sondern auch Bauwerke wie die Klosteranlage von Cluny zerstört und in der Folge als Steinbruch genutzt wurden, kam es zur schrittweisen Umsetzung des Denkmalschutzes. Mit dem Übereinkommen zum Schutz des Kultur- und Naturerbes der Menschheit im Jahre 1972 hat die Weltgemeinschaft die Bedeu-

tung dieses Schutzes anerkannt. Sie versucht ihn auch durchzusetzen. Allerdings kann die Schutzbehörde gegen die rohe Gewalt des Krieges, wie wir immer wieder sehen und erleben, nicht aufkommen, aber sie schickt Beobachter in die Krisengebiete, die die angerichteten Schäden dokumentieren, um die Verursacher später verantwortlich machen zu können.

Fast in allen Ländern der Zivilisation ist der Denkmalschutz gesetzlich geregelt. Aber damit ist es nicht getan, der Schutz muss auch durch- und umgesetzt werden. Wer in die Lage kommt, einen wertvollen alten Bau zu übernehmen, fragt sich oft, warum sie oder er die Kosten, Mühen sowie den gesamten Aufwand allein tragen soll. Dabei wird oft übersehen, dass alte Häuser eine besondere Wohnqualität bieten, den persönlichen Lebensstil verbessern und das Ansehen erhöhen können. Trotzdem wird immer wieder die Frage laut, wieso nicht alle so bauen können, wie sie möchten und wie es ihnen gefällt. Da wir nun einmal in eine große Gemeinschaft eingebunden sind, ist stets auch das Interesse der Gemeinschaft zu berücksichtigen. Die Gemeinschaft darf aber nicht die ganze Last des Erhaltens allein dem Einzelnen aufbürden. Richtig ist es, dass die Gemeinschaft mit ausreichenden und angemessenen Beiträgen diejenige und denjenigen unterstützt, die für das Erhalten sorgen müssen. Wichtig ist es, dazu beizutragen, dass der Schutzgedanke in die Öffentlichkeit getragen und dort bis in alle Einzelheiten ausdiskutiert wird, damit allen klar wird, dass die geschützten Gebäude einen wichtigen Teil der Schönheit, Identität und Eigenheit eines Landes ausmachen und dass schließlich richtig verstandene Adaptierung alter Bauten auch zur persönlichen Lebensqualität beiträgt.

**Josef Nössing**



Kaffee am Heumarkt. Wien. Alle Fotos: Renate Mumelter

## Wenn der rosa Schleier flattert

Erinnerungen sind wichtig und immer wieder trügerisch

### Kuschlige Vergangenheit

Die Vergangenheit hat einen großen Vorteil. Wir wissen, wie die Geschichte ausgegangen ist. Das beruhigt. Der Vietnamkrieg war zwar weit weg, und er war wahrlich kein Ruhmesblatt der neueren Geschichte, aber er ist abgehakt. Anders der Ukrainekrieg, da wissen wir zum Zeitpunkt, als dieser Text geschrieben wird, nicht, wie er ausgehen wird, und das verunsichert. Die Gegenwart verunsichert. Anders ist es mit der Zukunft. Die kann wie die Vergangenheit bei Bedarf rosa gefärbt werden. Niemand weiß, was in Zukunft gewesen sein wird.

### Die Hypothese vom rosa Schleier

Ich habe hier die knifflige Aufgabe, schreibend darüber nachzudenken, warum sich häufig ein rosa Schleier über Vergangenes legt. Obwohl ich als Rentnerin von Vergangenheit mehr verstehe als von Zukunft, habe ich mit der Hypothese vom rosa Schleier Schwierig-

keiten. Bei mir hat die gute alte Zeit als gute nämlich keinen besonderen Stellenwert, und das obwohl meine Zukunft bereits stark geschrumpft ist und meine Vergangenheit vollgepackt wäre mit vielen, auch guten, Dingen.

Käme die selektive Wahrnehmung voll zum Zug, bliebe wohl nur die gute alte Zeit übrig. Bei mir ist das, wie gesagt, nicht der Fall.

Kürzlich stellte ein ebenfalls älterer Kollege fest, dass sich die Menschen heute weniger für Pazifismus einsetzen als früher und überhaupt egoistischer sind. Bei mir aktivierte sich umgehend eine innere Bremse. Die Folge war, dass das zustimmende Nicken trotz aller Freundlichkeit nicht zustande kam. Die Bremse hatte mich allerdings auch aus der zwischenmenschlichen Komfortzone hinausbefördert. Unbequem. Da blieb nur noch das Diskutieren oder Schweigen. Ich entschied mich in diesem Fall fürs Schweigen. Hier ist es anders.

### Die gute alte Zeit

Nehmen wir Silvius Magnago als Beispiel. Hochgehrt und hochgelobt von den meisten, wird er gerne als der letzte integre Politiker in Südtirol bezeichnet. Damals war alles anders, da gab es noch ehrliche Politiker (Frauen eh keine), wird behauptet und gleichzeitig indirekt mitgeteilt, dass es heute in der Politik keine integren Menschen mehr gibt. Dass Magnago integer war und sich für Südtirol einsetzte, bestreitet niemand. Dass es aber heute keine integren Persönlichkeiten mehr in der Politik gibt, bestreite ich vehement. Es gibt sie nämlich, und sie lassen sich bei genauerem Hinsehen ganz leicht ausfindig machen.

Dass die gute Zeit auch ungut sein konnte, zeigt das Magnago-Beispiel ebenso. Die linken Studierenden, die eine Uni in Südtirol haben wollten, oder die jungen Historikerinnen und Historiker, die es wagten, die Südtiroler Geschichte neu zu lesen, mussten sich warm anziehen. Magnago und seine Gleichgesinnten erklärten sie rasch zu Feindbildern und donnerten los. Bild- und Tondokumente belegen das.

Alles war in der alten Zeit halt doch nicht gut. Das gilt übrigens nicht nur für Magnago und seine Zeit, sondern auch für jene vermeintlich gute alte Zeit, in der Nachttöpfe noch in die romantischen Gassen der Städte entleert wurden und die Ratten dafür sorgten, dass sich die Pest verbreitete. Als der tödliche Zauber vorbei war, wurden schön gestaltete Pestsäulen errichtet, die heute noch bewundert werden. Wer auf Stadtbesichtigung ist, erfreut sich daran, Einheimische laufen an ihnen vorbei, um ihrem Alltagsgeschäft nachzukommen.

Die alte Zeit verlangt auf jeden Fall einen genauen Blick auf das, was war. Dieser genaue Blick fällt normalerweise genauso vielschichtig aus wie der auf die verwirrende Gegenwart. Den rosa Schleier verdient die alte Zeit also nicht. Den genauen Blick verdient sie aber sehr wohl, auch weil er dabei hilft, die Gegenwart besser zu verstehen.

### Selektive Erinnerung

Die wirklich gute alte Zeit beschränkt sich für mich auf ein paar ganz persönliche Kindheitserinnerungen, das Warten aufs Christkind zum Beispiel, den Duft von Keksen im verbotenen Schrank, das sorglose Verkäuferin-Spielen mit dem Gras aus Omas Garten, Opas



Das Früher im Heute.

Schreibmaschine. Wir erinnern uns lieber an das, was gut und schön war und behalten es lieb. Den Rest blenden wir aus. Sehr alte Menschen verbindet genau diese Eigenschaft. Sie erzählen aus der Fülle dessen, was sie erlebt haben, immer dieselben Geschichten, und diese Erzählungen sind immer positiv, auch wenn es um Unangenehmes geht. Es ist alles gut ausgegangen, und deshalb ist der Blick zurück so vertraut und eignet sich zum Erzählen.

### Zukunftsfabulierkunst

Die Zukunft ist wie die Gegenwart eine unsichere Partie. Zukunft lässt sich erträumen, aber das war's dann auch schon. Das Gefährlichste an der Zukunft ist, dass sie sich versprechen lässt. Vergangenheit lässt sich überprüfen, Zukunft nicht. Das öffnet der Zukunftsfabulierkunst Tür und Tor. Das Immobilienunternehmen Signa beispielsweise brüstet sich damit, dass es Kultur

und Zukunft nach Bozen bringen wird. Als ob sich die Zukunft in schönes rosa Geschenkpapier verpackt einfach so bringen ließe. An der Kultur muss Tag für Tag gearbeitet werden. Die Zukunft kommt ganz von allein.

### Ohne Erinnern geht gar nichts

Erinnerung ist trügerisch, aber sie ist notwendig und wichtig, und sie ist Arbeit. Ich erlaube mir hier, auf ein persönliches Beispiel zurückzugreifen. Seit 1997 haben Sabine Gruber und ich den Auftrag, den literarischen Nachlass der Schriftstellerin Anita Pichler zu verwalten. Das bedeutet, dass wir dafür zu sorgen haben, dass Anita Pichlers Texte weiterleben können. Weiterleben können die Texte aber nur, wenn sie auch gelesen werden können, und das wiederum geht nur, wenn die Werke möglichst breit verfügbar sind, konkret auch in italienischer Übersetzung. Das ist und war eine intensive, aber auch befriedigende Arbeit.

Seit 2012 gibt es sogar einen Anita-Pichler-Platz in Bozen. Solche Platzbenennungen fallen nicht vom Himmel. Dahinter stehen die gemeinsamen Bemühungen vieler. Erinnerungsarbeit eben. Genauso wichtig ist es, die nötigen Informationen zu den Erinnerungen zu liefern. Wenn nämlich niemand mehr weiß, wer Anita Pichler war, hätte der Platz genauso gut Tulpenplatz, Birkenhain oder Rastplatz heißen können.

Damit Erinnerung möglich bleibt, ist diese Erinnerungsarbeit notwendig. Im konkreten Fall bedeutet das, nicht nur Anita Pichlers Texte zugänglich zu halten, sondern auch, alle nötigen Informationen zu liefern. Ohne Informationen werden nämlich Siegesplätze oder Amba-Alagi-Straßen locker weggesteckt.

Für Anita Pichler gibt es auf der Plattform des Amtes für Audiovisuelle Medien und auf Vimeo einen kurzen Film, der von Anita Pichler und ihrem Werk erzählt und sie selbst zu Wort kommen lässt, auf Vimeo auch die italienische Fassung. Das alles ohne rosa Schleier und auch für jene Zukunft, in der andere die Arbeit des Erinnerns übernehmen werden. Ohne Erinnern geht nämlich nichts, nicht einmal ein Straßenschild.

Renate Mumelter

Auch früher.



Tuchbleichgasse, Quirein, heute.



Kastenskrippe aus Mals mit 130 Einzelfiguren.  
Quelle: Palais Mammig Museum

## Bräuche und Volkskultur



Weihnachtsschmuck aus Silberglas in der Dauerausstellung  
des Südtiroler Volkskundemuseums. Foto: Barbara Stocker

In der Volkskunde ist es üblich, das weite Feld der Bräuche in Jahres- und Lebenslauf zu unterteilen. Jedes Menschenleben kennt Einschnitte und Übergänge, Ereignisse, die auch nach außen hin sichtbar werden. Dazu braucht es Bräuche.

In diesem Bereich hat sich in den letzten zwei oder drei Generationen ein spürbarer Wandel vollzogen. Mit der Individualisierung tritt die Gemeinschaft zurück, in der kleiner werdenden Familie, in der Nachbarschaft und im Dorfleben. Von hier aus wurden die Lebensübergänge begleitet. Die Heirat war eine nicht ganz so private Angelegenheit, sie wurde mit Lob oder Spott und mit Bräuchen begleitet. Stille Trauungen bieten für Bräuche wenig Raum.

Kinder werden im Rahmen schöner Familienfeiern getauft, aber anders als früher fallen Taufe und Namenwahl weit auseinander. Namenstag und Geburtstag haben die Rollen getauscht. Der Namenstag wird kaum noch erwähnt, geschweige denn gefeiert.

Unter den Lebensübergängen findet die Trauerkultur heute noch die größte Beachtung. Durch die digitalen Medien werden Verwandtschaft und Freundeskreis schneller verständigt, die Mobilität erleichtert die Teilnahme an den Seelenrosenkränzen und am Begräbnis. Mit den Ritualen rund um den Tod sind die Gestaltung und Pflege unserer Friedhöfe verbunden, die ein kräftiges Zeichen unserer Volkskultur sind.

### Bräuche gestalten den Jahreslauf

Die dauerhafte Kraft der Religion zeigt sich bis heute in den Namen der Monate und Wochentage und auch in unserer Zeitrechnung. Unser Kalender wird von den Kirchenfesten geprägt, die sich in Bräuchen zeigen.

### Weihnachten

Von allen Festen kennt Weihnachten die reichsten Bräuche. Da rankt sich aber auch viel Geschäftliches um den Kern des Festes. Der Advent ist schon lange nicht mehr die „stillste Zeit im Jahr“. Bereits vorher werden in den Städten die Weihnachtsmärkte aufgebaut und die Beleuchtung installiert. Martin Luther hat den hl. Nikolaus



Glücksbringer auf einer Postkarte zu Neujahr.  
Foto: Barbara Stocker

als Gabenbringer abgeschafft und dafür den „heiligen Christ“, das Christkind eingesetzt. Der Heilige Abend wurde so zum größten Schenktage des Jahres, nach und nach auch in der katholischen Welt.

Droht auch das Geschäftliche bei vielen Menschen mittlerweile das Festgeheimnis, die Geburt des Erlösers, zu überdecken, so bleiben doch Krippe und Christbaum die Symbole der Weihnacht. Als Vorläufer der Krippe gibt es nur wenige Darstellungen von Jesu Geburt aus Spätantike und Frühmittelalter. Die Kunst der Gotik hatte eine besondere Vorliebe für die Darstellung der Geburt Christi.

Bekannt ist, dass der hl. Franziskus eine lebende Krippe aufgestellt hat. Zur damaligen Zeit wurden in Neapel bereits Krippenfiguren verschiedener Größen her-



Egetmannzug in Tramin, 2019. Fotos: Dietmar Mitterer-Zublasing



gestellt und in den Handel gebracht. Nach einer Pause durch die Reformation erfuhr die Liebe zur Krippe eine neue Blüte. Die Aufklärung hat die Krippe aus den Kirchenräumen verbannt, dafür wurde sie in Bürger- und Bauernhäusern umso eifriger gepflegt. Als Zentren der Krippenschnitzerei in Tirol sollen nur Thaur bei Innsbruck und Gröden genannt sein.

Weihnachten war in älterer Zeit nicht eitel Lichterglanz, es war eine auch unheimliche Zeit. In den zwölf Nächten zwischen dem Heiligen Abend und Dreikönig gab es Aberglaube und Zukunftsbefragungen. Von vielen alten Bräuchen hat sich bis heute die Hausräucherung erhalten. In vielen Familien wird im Beisein aller Hausleute ein kleiner Umgang durch das ganze Haus unternommen, dabei wird Weihwasser gesprengt, gebetet und geräuchert. Zum Abschluss halten alle den Kopf über die Glutpfanne, um den heilsamen Weihrauch tief einzuatmen. In diesen Tagen sind viele unterwegs, Weihnachts- und Neujahrswünsche zu überbringen.

Dazu gehört auch eine Gruppe oft in liturgische Gewänder gekleideter Jugendlicher, von denen drei als Könige gekennzeichnet sind, die Sternsinger. Der Brauch des Sternsingens ist sehr alt, lebt aber heute in moderner Form weiter. Der Evangelist Matthäus erzählt von Sterndeutern, die im Morgenland aufbrachen und einem Stern nach Betlehem zum neugeborenen König der Juden folgten. Sie huldigten dem Kind, übergaben die Geschenke, Gold, Weihrauch und Myrrhe. Aus den Gaben schloss man, dass es drei Könige waren. Die Jugendlichen stellen den biblischen Bericht szenisch dar, ziehen zu den Häusern und Wohnungen, singen oder sagen einen Segenswunsch, schreiben mit geweihter Kreide die Buchstaben C + M + B an den Türpfosten und ziehen mit empfangener Spende dankbar von dannen. Bereits im legendenfreudigen frühen Mittelalter hat man den Königen Namen gegeben, Caspar, Melchior und Balthasar, und in ihnen die Vertreter der damals bekannten Erdteile gesehen Asien, Europa und Afrika.

### Fasnacht, Fastnacht, Karneval

Das ist die Zeit zwischen Dreikönig und dem Aschermittwoch. Es sind nur wenige Wochen, in denen keine größeren Kalenderfeste angesiedelt sind. Die Länge

wird vom Ostertermin bestimmt, also ist auch diese ganz freie Zeit vom Kirchenjahr her fest geprägt.

Für Südtirol seien der Kürze wegen nur drei Bräuche ausgewählt: der Egetmann von Tramin, das Pflugziehen von Latsch und das Scheibenschlagen im Vinschgau.

Der Egetmann war früher in mehreren Ortschaften im Überetsch und Unterland als wichtiger Faschnachtsbrauch bekannt. Er hat sich äußerlich wenig gewandelt und seinen alten Kern bis auf den heutigen Tag wahren können, selbst wenn in seinem Brauchablauf der Egetmann wenig in Erscheinung tritt.

Auch das Pflugziehen in Latsch ist in eine Fülle von agrarischen Geschehnissen eingebettet. Das Wichtigste ist die heilige erste Furche, die in den fruchtbaren, saatsbereiten Acker gezogen wird. Sägemehl wird als Saatkorn gestreut und so recht im Sinne der verkehrten Welt wieder vom Acker gekehrt.

Im Scheibenschlagen, das einst weitem bekannt war, heute aber nur noch bis in den mittleren Vinschgau ausgeübt wird, vereinen sich zumindest zwei sehr alte Traditionen. Es sind Segenswünsche und auch ein Rest von Sonnenverehrung. Schon der Termin fällt auf, der erste Sonntag in der Fastenzeit. Dieser Termin hält sich noch daran, dass die Fasnacht mit dem Scheibenschlagen am Sonntagabend ihr Ende nimmt.

Die im Feuerstoß angebrannten und zum Glühen gebrachten viereckigen flachen Scheiben werden an einer langen Rute geschwungen und bilden einen feurigen Kreis. Nach Aussagen eines kräftigen Segensspruches wird die Scheibe vom Boden aus abgeschlagen und springt so über den Abhang in die Nacht hinaus. Der Spruch bringt zum Ausdruck, wem die Scheibe gewidmet ist, meist wohl einem verehrten Mädchen, oft auch einer Respektperson im Dorf.

Andere Sprüche kreisen um Wohlergehen und Fruchtbarkeit, „Schmalz in der Pfann, Korn in der Wann ...“. Das Korn hatte überall, besonders jedoch im Vinschgau einen hohen Stellenwert. Die agrarischen Ursprünge des Brauches scheinen deutlich durch und beweisen den Grundzug eines einstigen Bauernlandes.



Bemalte und geritzte Ostereier aus der Sammlung des Südtiroler Volkskundemuseums. Fotos: Hermann Maria Gasser



## Ostern

Während der Frühling seine Botschaften ausschickt, den Vogelgesang und die silbrig schimmernden Weidenkätzchen, rüstet sich die Kirche zu ihrem ältesten und tiefgründigsten Fest, auf Ostern. Der Bedeutung des Festes entsprechend, ist es in einen langen Festkreis eingebettet, in die 40-tägige Fastenzeit und in eine Folgezeit von 50 Tagen, nämlich bis Pfingsten. Die heute wahrgenommenen Symbole von Ostern sind die Fastentücher, das Heilige Grab und das Osterei.

Große Fastentücher mit vielen Bildern hingen einst im Kirchenschiff. Jetzt werden sie durch handlichere ersetzt. Eine kulturgeschichtliche Kostbarkeit ist das Fastentuch von St. Jakob in Gröden.

Ein Heiliges Grab wurde in der Barockzeit in fast allen Kirchen aufgerichtet, häufig von bedeutenden Kunstschaffenden gestaltet. Zusammen mit der Beleuchtung durch die bunten Glaskugeln erzielten die Heiligen Gräber große Wirkung auf die Kinder, aber auch auf die Gläubigen allgemein. Nur den Aufklärern waren sie ein Dorn im Auge, und so wurden viele Aufbauten und Kulissen vernichtet oder kamen auf einen Dachboden. Seit etwa 70 Jahren bemühen sich besonders die Schützen um die Restaurierung der Heiligen Gräber und kümmern sich verdienstvoll um deren Aufstellung.

Das Ei ist ein Symbol des Lebens und der Auferstehung. Der Brauch, Eier zu färben, ist seit dem hohen Mittelalter bekannt. Bald begann man auch die Eier schön zu gestalten, schon im 17. Jahrhundert ist von kunstvoll verzierten Eiern zu hören. Auch Figuren wurden abgebildet, gern auch das Osterlamm. In der Volkskunst hat das bunte Ei einen hohen Stellenwert.

Eier gehörten u. a. zu den Zinsabgaben der leibigenen Bauersfamilien. Im Frühjahr legen die Hennen eifrig. Eier wurden gekocht und gefärbt und dann von der Grundherrschaft als österliches Geschenk verteilt. Der Gründonnerstag war der wichtige Abgabetermin und auch der Tag des Eierfärbens. Die am Gründonnerstag gelegten Eier, die Antlasseier, genossen hohe Wertschätzung; ihnen wurden auch schützende Kräfte zugeschrieben.

Das Ei gehört zu den Speisen, die zu Ostern in der Kirche geweiht werden. Die Speisenweihe ist ein über 1.000 Jahre alter und heute sehr lebendiger und beliebter Brauch! Um das Osterei ranken sich noch viele andere Bräuche, z. B. das Eierpecken.

Was der Christbaum für Weihnachten, sind Osterbaum oder Osterstrauß für das Fest der Auferstehung. Seit den 1960-er Jahren ist der Brauch bekannt, Zweige von Forsythien oder Weiden mit ausgeblasenen bunten Eiern zu behängen. Also kein „uralter“ Brauch, sondern ein von kreativen Frauen ins Leben gerufener, der als Beispiel für einen neu eingeführten und verbreiteten Brauch im 20. Jahrhundert gelten kann.

Heute überall gegenwärtig ist der Osterhase. Er ist eine in Zeiten der Aufklärung erfundene Scherzfigur,

zur Freude der Kinder. Das Ostereier-Suchen war allerdings ein beliebtes Gesellschaftsspiel in höheren Kreisen, zum Beispiel in Goethes Haus in Weimar.

## Bräuche nach Ostern

Ein bei Kindern beliebtes Fest war Christi Himmelfahrt, wenn der Mesner um die aufsteigende Figur des Heilands „Engelen tanzen“ ließ.

Mit dem Pfingstsonntag schließt sich der österliche Festkreis. Pfingsten hat wie Weihnachten und Ostern einen freien Folgetag. Da gab es im Mai Pfingstritte, Reiterspiele und ähnliche Lustbarkeiten.

Immer am dritten Sonntag nach Pfingsten feiert das Land Tirol und damit auch Südtirol das Herz-Jesu-

Die Kapelle im Freilichtmuseum in Dietenheim, 2019. Foto: Gerd Eder



Fest. Das Fest ist in den allgemeinen Festkalender der Weltkirche eingebunden, ist aber in Tirol von einer besonderen festlichen Weihe gekennzeichnet. Gefeiert und erneuert wird das Gelöbnis, das die Tiroler Landstände im Jahre 1796 in Bozen feierlich abgelegt haben. Aus Angst vor der Bedrohung durch die französischen Heere gelobten sie, das Herz Jesu besonders zu verehren und das Fest immer feierlich zu begehen. In der Zeit der bayerischen Regierung und auch noch später entfielen die Festlichkeiten. Erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde das Gelöbnis öfters feierlich erneuert und das Fest mit Prozession und Bergfeuern erhöht.

So ist es noch heute. Der Herz-Jesu-Sonntag ist Landesfeiertag, die Tiroler Fahne weht von Türmen und Balkonen.

Ein Tiroler Landesfeiertag ist auch das Fest Maria Himmelfahrt, der Hohe Frauentag oder Hochunserfrauentag.

Viele Kirchen begehen das Kirchenpatrozinium, sind doch zahlreiche Kirchen der Aufnahme Mariens in den Himmel geweiht. Nach den Gottesdiensten, so feierlich gestaltet, wie es die Gemeinschaft nur vermag, finden auch Prozessionen statt wie zu Fronleichnam und Herz Jesu.

Zu diesem Fest gehört seit Jahrhunderten auch die Segnung von Kräutern und Blumen, die Kräuterweihe.

Den Kräutern wird eine heilsame Kraft zugeschrieben für Mensch und Vieh. Früher wurden Reste in die Herdglut gelegt, wenn ein Gewitter drohte.

In diesem flüchtigen Streifzug konnten nur einige Bräuche erwähnt werden, solche, die mehr durch die Verbreitung auffallen und somit als Ausdruck unserer gegenwärtigen, lebendigen Volkskultur gelten können.

**Hans Grießmair**



Kräuterstrauß an Maria Himmelfahrt.  
Foto: Hermann Maria Gasser



## Im Gedenken an Dr. Hans Grießmair



Foto: Hermann Maria Gasser

Am 27. Mai 2022 verstarb Hans Grießmair (1938–2022), der langjährige Direktor des Südtiroler Landesmuseums für Volkskunde und weit über die Grenzen hinaus bekannte Volkskundler. Sein großes Lebenswerk ist das Museum in Diätenheim, das im Jahre 1976 gegründet und von ihm aufgebaut wurde. Der promovierte Volkskundler erarbeitete ein Konzept, das nicht die Abbildung sämtlicher Haus- und Hofformen des Landes vorsah, sondern einen sozialgeschichtlichen Schwerpunkt. So wollte er das Leben und Arbeiten des Landadels, der Bauern und Bäuerinnen, Mägde und Knechte, der Handwerkerinnen und Handwerker, der Kleinhäusler und Kleinhäuslerinnen darstellen. Daneben baute er eine umfangreiche volkskundliche Sammlung auf, bei der ihm die Objekte der religiösen Volkskunde besonders am Herzen lagen. Im Laufe seines jahrzehntelangen Schaffens blieb es nicht bei einem Museum, auch das Weinmuseum in Kaltern und das Jagd- und Fischereimuseum auf Schloss Wolfsturn kamen dazu und wurden von ihm als Außenstellen des Landesmuseums für Volkskunde geleitet.

Hans Grießmair scheute keinen Aufwand, er arbeitete von früh bis spät und widmete sich neben der Museumsarbeit auch der wissenschaftlichen Forschung. Er war Schriftleiter der landeskundlichen Zeitschrift „Der Schlern“, verfasste unzählige Aufsätze, schrieb Monografien und hielt immer wieder Vorträge, die beim Publikum aufgrund der Lebendigkeit und des reichen Wissensschatzes auf großes Interesse stießen. Am 27. Mai hat sich der Lebenskreis von Hans Grießmair geschlossen. Seine Leistungen wurden zeitlebens mit Ehrungen und Auszeichnungen gewürdigt, so erhielt er die Michael-Haberlandt-Medaille für besondere Verdienste für die Volkskunde in Österreich, das Ehrenzeichen der Universität Innsbruck und des Landes Tirol sowie den Walther-von-der-Vogelweide-Preis. Auch für die Redaktion der Kulturberichte war Dr. Grießmair ein geschätzter Ansprechpartner und Autor. Mit ihm ist ein großer Museumsmann und Volkskundler abgetreten, der neben dem Sammeln, Bewahren, Ausstellen, Forschen und Dokumentieren stets die Kultur der Europaregion Tirol im Blick hatte.

Alexandra Untersulzner und Barbara Stocker

„Es gibt keine Erinnerung ohne das Vergessen, sie bedingen einander, haben ihre eigenen Galaxien in mir, aber auch spezielle schwarze Löcher, die alle Fakten schlucken, ohne mich zu informieren, wo sie das alte Wissen ablegen.“

Marica Bodrožić, „Mein weißer Frieden“

## Erinnern, Vergessen, Überschreiben

**D**urch den radikalen gesellschaftlichen Wandel bedingt, der die Menschen weitgehend aus allen verpflichtenden Bindungen befreit hat, durch technologische Entwicklungen, die sich in immer rascherem Tempo vollziehen (man denke an Speichermedien), durch die Entwertung menschlicher Erfahrungen, in der sich die Kurzlebigkeit aller Konsumgüter spiegelt, unterliegen Erfahrungen einem „immer schnelleren Absturz in eine unwiderruflich tote Vergangenheit“, um endgültig „im Feuer der Geschichte“<sup>1</sup> zu verschwinden. Verständlicherweise ist das Erinnern zu einem Wert an sich geworden, wozu auch der Umstand beiträgt, dass wir Vergesslichkeit mit einem drohenden Verfall im Alter assoziieren. Dabei geht jedes Erinnern untrennbar mit einem Vergessen einher.

Hermann Broch schreibt, das Gedächtnis des Menschen sei „voller Löcher, die er niemals mehr flicken“ könne.<sup>2</sup> Tatsächlich können wir uns, gemessen an unserer Lebenszeit, an erstaunlich Weniges erinnern. All das, was uns zur Routine geworden ist, fällt dem Vergessen anheim. Wir wissen um diese Erfahrungen, aber mit einem wirklichen Erinnern haben wir es nicht zu tun, von einem solchen kann man nur dann sprechen, wenn sich ein Geschehen, eine Handlung oder Erfahrung in einen konkreten räumlichen und zeitlichen Horizont stellen lässt.

Die dichtesten Erinnerungen fallen in die Kindheit und Jugendzeit. Sicher ist das Gehirn eines Kindes oder Jugendlichen noch nicht so vollgemüllt wie das eines Erwachsenen, also um einiges aufnahmefähiger. Das Entscheidende scheint mir dort zu liegen, wo es sich oft genug um erste Erfahrungen handelt, die zudem noch mit entwicklungsbedingten Brüchen zusammenfallen. Man kann sich nur einmal das erste Mal verlieben.

Von Leonardo da Vinci ist eine Kindheitserinnerung überliefert: „Es scheint, daß es mir schon vorher bestimmt war, mich so gründlich mit dem Geier zu befassen, denn es kommt mir als eine ganz frühe Erinnerung in den Sinn, als ich noch in der Wiege lag, ist ein Geier zu mir herabgekommen, hat mir den Mund mit seinem Schwanz geöffnet und viele Male mit diesem seinem Schwanz gegen meine Lippen gestoßen.“<sup>3</sup> Sigmund Freud, seine Deutung dieser Kindheitserinnerung soll uns hier nicht weiter interessieren, merkt an, auch wenn es nicht ganz auszuschließen sei, dass ein Mensch eine Erinnerung an seine Säuglingszeit bewahren könne, so handle es sich bei Leonardos Erinnerung um eine Phantasie, die er sich später gebildet und in seine Kindheit versetzt habe: „Die Kindheitserinnerungen der Menschen haben oft keine andere Herkunft; sie werden überhaupt nicht, wie die bewußten Erinnerungen aus der Zeit der Reife, vom Erlebnis an fixiert und wiederholt, sondern erst in späterer Zeit, wenn die Kindheit schon vorüber ist, hervorgeholt, dabei verändert, verfälscht, in den Dienst späterer Tendenzen gestellt, so daß sie sich ganz allgemein von Phantasien nicht strenge scheiden lassen.“<sup>4</sup> Etwas ähnliches lässt sich für die meisten Erinnerungen festhalten. Es wird verändert, verfälscht, eben „in den Dienst späterer Tendenzen gestellt“, also „im Sinne der Gegenwart“ gedeutet.

Erzählt jemand aus seinem Leben, so wird dies mit authentischer Erfahrung assoziiert. Dies gilt in besonderer Weise für Zeitzeugen. Tatsächlich fließen in solche Erzählungen Medienberichte, wissenschaftliche Publikationen und vieles andere ein. Selbst unmittelbar nach Kriegsende erschienene Erfahrungsberichte Überlebender sind, obwohl die zeitliche Distanz noch nicht sehr groß war, nicht frei davon. Damit soll der Erfahrungsgehalt solcher Berichte oder Erzählungen kei-

neswegs in Abrede gestellt werden, nur sollte man sich dessen bewusst sein, dass ein solches Erinnern auch mit einem Vergessen einhergeht. Bei jedem Erzählen haben wir es mit Konstrukten zu tun. Das Erzählte bildet nie ein Geschehen eins zu eins ab, immer ist es gestaltet. Allein durch wiederholtes Erzählen ändert sich das Erzählte in seinem Gehalt. Wer immer erzählt, ist auf Wirkung bedacht. Manches wird ausgelassen, anderes hinzugefügt, zumindest ausgeschmückt. Wie sehr Erinnertes von tatsächlich Erlebtem abweichen kann, wird uns dann bewusst, finden sich Briefe, Tagebücher oder andere Dokumente, die der oder die Betreffende zur damaligen Zeit verfasst hat. Oft genug steht das Erzählte in auffallendem Widerspruch zu damaligem Erleben, Handeln und Verhalten. Erinnern ist nicht einfach ein Vergegenwärtigen. Jedes Erinnern geschieht im Referenzrahmen der Gegenwart. Wir haben es mit einem Paradox zu tun. Jedes Erinnern sagt mehr über die Gegenwart als über die Vergangenheit.

Hermann Broch fragte sich angesichts seines Geruchsekels, „nicht zuletzt de[m] vor Fischgeruch“, ob man sich an die eigene Geburt erinnern, ob dieser Ekel „nicht ein Erbe des legendären Geburts-Schocks“ sein könne: „Dazu müßte man natürlich wissen, ob das Baby überhaupt auf Gerüche reagiert; es wäre, sofern man das Geburts-Trauma als solches akzeptiert, nicht undenkbar: Trauma bedeutet Gedächtnis, oder hier Erweckung des physiologischen Gedächtnisses, und bei der sonderbaren, sehr ursprünglichen Verquickung von Geruchssinn und assoziativer Erinnerung, könnte man sich schon vorstellen, dass an dem Trauma die Geburtsphänomene mitbeteiligt waren.“<sup>5</sup>

Es ist höchst unwahrscheinlich, dass sich jemand an seine eigene Geburt oder gar an pränatale Erfahrungen

# ERINNERN VERGESSEN ÜBERSCHREIBEN

erinnern kann. Unsere Erinnerungen setzen frühestens mit dem dritten Lebensjahr ein, ist doch jedes Erinnern an die Sprache gebunden, an die Fähigkeit, Erlebtes räumlich-zeitlich einzuordnen. Ein Säugling verfügt über keine Raumvorstellung, kennt weder oben noch unten, kein vorne oder hinten. Das heißt nicht, dass nicht manches aus unserer frühesten Kindheit irgendwo im Gehirn abgespeichert wäre, sich im Verhalten und im Körper eingeschrieben hätte.

Kann sich jemand an die Ereignisse des Jahres 1809 erinnern? Sagen lässt sich, dass das Jahr 1809 durch zeremonielle Akte, Medienberichte, Ausstellungen und so fort wachgehalten wird, dass es als Narrativ dient, um aus ganz anderen Quellen gespeiste Affekte zu kanalisieren, was allein schon die höchst unterschiedlichen Lesarten und Vereinnahmungen in den zweihundert Jahren, die uns von diesem Ereignis trennen, deutlich machen. Wirklich erinnern kann sich nur, wer etwas erlebt hat.

Wir sprechen von Erinnern und haben es doch mehr mit einem Überschreiben zu tun, wie auch das Vergessen nicht einfach ein Löschen ist, sondern ein Überschreiben. Vieles gerät tatsächlich in Vergessenheit, so etwa die Verwendung von Dingen, die außer Gebrauch gekommen sind. Anders verhält es sich mit menschlichen Erfahrungen, die mit Gewalt und Verletzungen einher gegangen sind. Solches lässt sich nicht einfach vergessen, schon gar nicht löschen. Es lässt sich aber überschreiben, wobei ein solches Überschreiben – im Gegensatz zum Vergessen im eigentlichen Sinn – ein aktives Tun ist, mag es auch weitgehend unbewusst geschehen. Die Vergangenheit muss sich in die Gegenwart fügen, oder anders gesagt, die Vergangenheit wird im Akt des Erinnerns von einem gegenwärtigen

Standpunkt aus geschaffen. Dabei kann sich das Vergessen als Erinnerung tarnen.

Das lässt an Sigmund Freuds „Notiz über den ‚Wunderblock‘“ (1925) denken. Der „Wunderblock“, ein Kinderspielzeug, erlaubt das wiederholte Beschreiben einer Fläche, vorausgesetzt, man zieht die über einer Wachplatte liegende Folie heraus und schiebt sie dann für eine neuerliche Beschriftung zurück. Das Schriftbild lässt sich also einfach löschen. Das Erstaunliche an diesem Kinderspielzeug: Die früheren Einschreibungen bleiben auf der Wachplatte erhalten und lassen sich entziffern, wenn man sie „bei geeigneter Beleuchtung“ betrachtet. Wir haben es, so Freud, mit einer „Dauerspür“ zu tun. Etwas Ähnliches gilt auch für das Erinnern, in dem Gegenwärtiges Vergangenes überlagert. Freud dachte an das Verdrängte, das der Sprache nicht mehr zugänglich ist, gleichzeitig aber an die Oberfläche drängt, wenn auch in entstellter Form: „Es ist bei der Entstellung eines Textes wie bei einem Mord. Die Schwierigkeit liegt nicht in der Ausführung der Tat, sondern in der Beseitigung ihrer Spuren. [...] Somit dürfen wir in vielen Fällen von Textentstellung darauf rechnen, das Unterdrückte und Verleugnete doch irgendwo versteckt zu finden, wenn auch abgeändert und aus dem Zusammenhang gerissen. Es wird nur nicht immer leicht sein, es zu erkennen.“<sup>6</sup>

All das hier Angerissene lässt sich auch auf Museen anwenden, zumal sie oft als Archive des kollektiven Gedächtnisses bezeichnet werden. Die Tiroler Landesmuseen behaupten von sich: „Wir sind das Gedächtnis Tirols!“ Das ist eine völlig irreführende Vorstellung. Gemälde, Skulpturen, Bücher oder andere Gegenstände lassen sich aufbewahren. Aber wir se-

hen ein Gemälde anders, als es von Menschen betrachtet wurde, die zu seiner Entstehungszeit lebten. Tatsächlich haben wir es in Museen, die Dinge aus der Vergangenheit aufbewahren, mit Übersetzungsleistungen, mit vielfältigsten Überschreibungen zu tun, die ihrerseits zumeist nach kürzester Zeit verworfen und weiter überschrieben werden. Museen behaupten stets Authentizität. Sie verstehen sich als Orte des Originalen. Deshalb verabscheuen sie alle Arten von Kopien. Dabei haben wir es mit anderen Betrachtungen zu tun, mit anderen Nutzungen, ganz gleich, ob es sich um einen spätmittelalterlichen Flügelaltar oder um einen hölzernen Heurechen in einem Heimatmuseum handelt. Oft genug wird vergessen, dass viele Objekte in Museen auch einmal Abfall waren, außer Gebrauch gekommen sind oder infolge eines geänderten Geschmacks aussortiert wurden, und dass vieles über den Umweg von Rumpelkammern in Museen gelangt ist.

Museen können Geschichte nicht speichern. Im besten Fall bilden sie einen narrativen Referenzrahmen, in dem mit Hilfe von Artefakten der Vergangenheit Gegenwart reflektiert wird, wobei das Gezeigte, das ins Bild Gerückte, vom Vergessenen lebt und die meisten der oben gemachten Anmerkungen zum Erinnern gelten, mag es auch ein großer Unterschied sein, ob wir es mit Erzähltem oder mit Objekten zu tun haben, beispielsweise einer Urne aus frühgeschichtlicher Zeit, die nahezu unverändert erhalten geblieben ist: „Leere Gläser, leere Gläser. Und trotzdem wär nicht die Leerheit und wär nicht das Vergessene, es hätt das Unvergeßbare nicht wachsen können. Das Vergessene leerhändig trägt das Unvergeßbare, und vom Unvergeßbaren werden wir getragen. Mit dem Vergessenen füttern wir die Zeit, füttern wir den Tod, aber das Un-

vergeßbare ist ein Geschenk des Todes an uns, und in dem Augenblick, da wir es empfangen, da sind wir zwar noch hier, wo wir gerade stehen, und sind doch schon zugleich dort, wo die Welt ins Dunkle stürzt. Denn das Unvergeßbare ist das Zukunftstück, ist das uns im voraus geschenkte Stück Zeitlosigkeit, die uns trägt und unsern Sturz ins Dunkle sanft macht, so daß er wie ein Schweben wird.“<sup>7</sup>

## Bernhard Kathan

- 1 Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990, S. 11, 18.
- 2 Hermann Broch: Die Schuldlosen, Frankfurt am Main 1994, S. 103.
- 3 Sigmund Freud: Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci, Frankfurt am Main 2008, S. 50.
- 4 Ebd., S. 51.
- 5 Hermann Broch: Frauengeschichten. Die Briefe an Paul Federn. 1939-1949, Frankfurt am Main 2017, S. 126.
- 6 Sigmund Freud: Der Mann Moses und die monotheistische Religion; in: ders., Gesammelte Werke, 16. Band, 1950, S. 144.
- 7 Hermann Broch: Die Schuldlosen, Frankfurt am Main 1994, S. 103-104.

## Von der Mystik alter Kultorte

Lassen Sie uns heute einen etwas anderen Blick auf die Landschaft und auf die Plätze in unserer Umgebung werfen und lassen Sie uns offen sein für etwas Neues, etwas, das wir gewohnheitsmäßig oftmals übersehen: die subtilen Geheimnisse und Geschichten, die an ganz besonderen Orten schlummern. Alles, was es dazu braucht, ist ein wenig Neugier und Unvoreingenommenheit.

Es gibt Orte, die bereits seit frühen Zeiten bedeutsam sind und die man als einstige Kultplätze, Weihstätten oder alte heilige Landschaften kennt. Diese finden sich überall, sei es am Talboden, im Flachland, in den Wäldern sowie hoch oben in den Bergen. Vor Jahrhunderten wurden sie Bestandteil von Sagen und Erzählungen, und oft ist ihr Name das Einzige, das auf sie hinweist und das von ihnen übrig geblieben ist. Wir kennen sie als Opferstätten und Hexentanzplätze, als Orte mit versteckten Schätzen und als sagenhafte Plätze, an denen Riesen, Zwerge, Nörggelen, die wilde Jagd, der Teufel oder andere seltsame Wesen zugegen gewesen sein sollen. Diese besonderen Stätten bezeichnen wir als mystische Orte.

Die Magie dieser heiligen Plätze ist ein packendes Thema, das vielen von uns schon von klein auf vertraut ist. Damals, als wir mit Kindesaugen die Welt für uns entdeckten, war es ein spannendes Unterfangen, neue Orte aufzuspüren, Stunden um Stunden im hausnahen Feld und Wald zu spielen und dabei täglich Wunderbares zu entdecken: Bäume, die sich bis zum Gipfel erklettern ließen und unbekannte Perspektiven ermöglichten, wundersame Lichtungen, an denen im Frühjahr die ersten pelzigen Osterglocken wuchsen, und heimliche Waldplätzchen mit leuchtenden Fliegenpilzen und würzig duftenden Steinpilzen.

Diese frühen Natureindrücke hatten eine sehr prägende Wirkung, denn in der kindlichen Wahrnehmung

werden Orte noch als ein vielschichtiges Ganzes wahrgenommen. Ein einzeln stehender, alter Nussbaum mit seinem starken, erdigen Charakter fühlt sich etwa gänzlich anders an als die Kolonie junger, verspielter Espen. Genauso hat eine morastige Stelle im Wald wiederum eine andere Atmosphäre als ein schwach sprudelndes und im Waldboden versickerndes Rinnsal. Selbst Orte, die sich in ihrem Baumbestand, ihrer Flora und ihren Lichtstimmungen ähneln, unterscheiden sich auf eine feine Art jeweils voneinander: An einem kann man etwas lieblich Verspieltes wahrnehmen, am anderen ein leicht einsames Gefühl, der eine Aussichtspunkt durchströmt uns mit einer immensen Kraft und ein zweiter, ganz in der Nähe gelegener mit ähnlichem Panorama, wird als eher neutral empfunden. Was macht die spezielle Atmosphäre eines Ortes nun also aus? Warum genau fühlt sich ein schöner Naturort ganz anders an als der andere? Und ist diese Wahrnehmung rein subjektiv oder etwas, das jede und jeder von uns spüren kann?

Die Bezeichnung *mystischer Ort* hilft uns bei diesen Fragen vielleicht etwas auf die Sprünge, denn Mystik bedeutet etwas Verborgenes und Geheimnisvolles, etwas, das nicht sichtbar, nicht greifbar und dennoch wahrnehmbar ist. Mystik ist eine Erfahrung jenseits des Materiellen und Rationalen, sie vermag etwas tief in uns zu berühren, unser Bewusstsein zu verändern und uns vom Profanen zu entheben. Ein mystischer Ort ist demnach ein Ort, an dem wir ein Stück weit – manchmal nur für einen kurzen Augenblick – eine andere Realität erleben können und an dem sich eine

Der Kehler See am Jaufen. Mystische Orte entstanden vorwiegend an bezaubernden Naturorten.



Der Geigerbühel am Ritten. Oftmals sind es nur mehr unzählige, mit Moos überzogene Steine, die auf alte Siedlungs- und Kultstätten hinweisen. Alle Fotos: Martin Ruepp



Eine außergewöhnliche Lichtstimmung verstärkt noch einmal die Atmosphäre eines alten Kultplatzes, wie hier am Pinatzbühel bei Elvas.

Verbindung oder gar Zwiesprache mit unmanifestierten Kräften aufbaut. Es liegt an uns, ob wir uns auf dieses geheimnisvolle Geschehen einlassen oder es als Täuschung oder Störung abtun und uns dem nächsten Alltagsgedanken zuwenden.

Lange vor unserer Zeitrechnung waren die ersten mystischen Orte wohl fantastische Naturorte mit einer auffälligen, von Menschen als besonders empfundenen Ausstrahlung. Verschiedene Kulturen verstanden diese Plätze als Sitz höherer Kräfte oder Wesen, und während wir sie heute einfach als numinose Kräfte bezeichnen, kannten die Römer den *genius loci* als Geist eines Ortes und die Sibirier den *gazriin ezen*, den Landmeister. Hier knüpften die Menschen den Kontakt zur feinstofflichen Welt und führten erste Rituale aus. Sie brachten Geschenke mit, legten sich einen Stein oder kleinen Altar zurecht und errichteten einfache Bauwerke wie Steinmännchen, Menhire oder Abgrenzungen. Mit jeder neuen Generation etablierten sich diese Orte immer mehr zu Ritualplätzen und avancierten so im

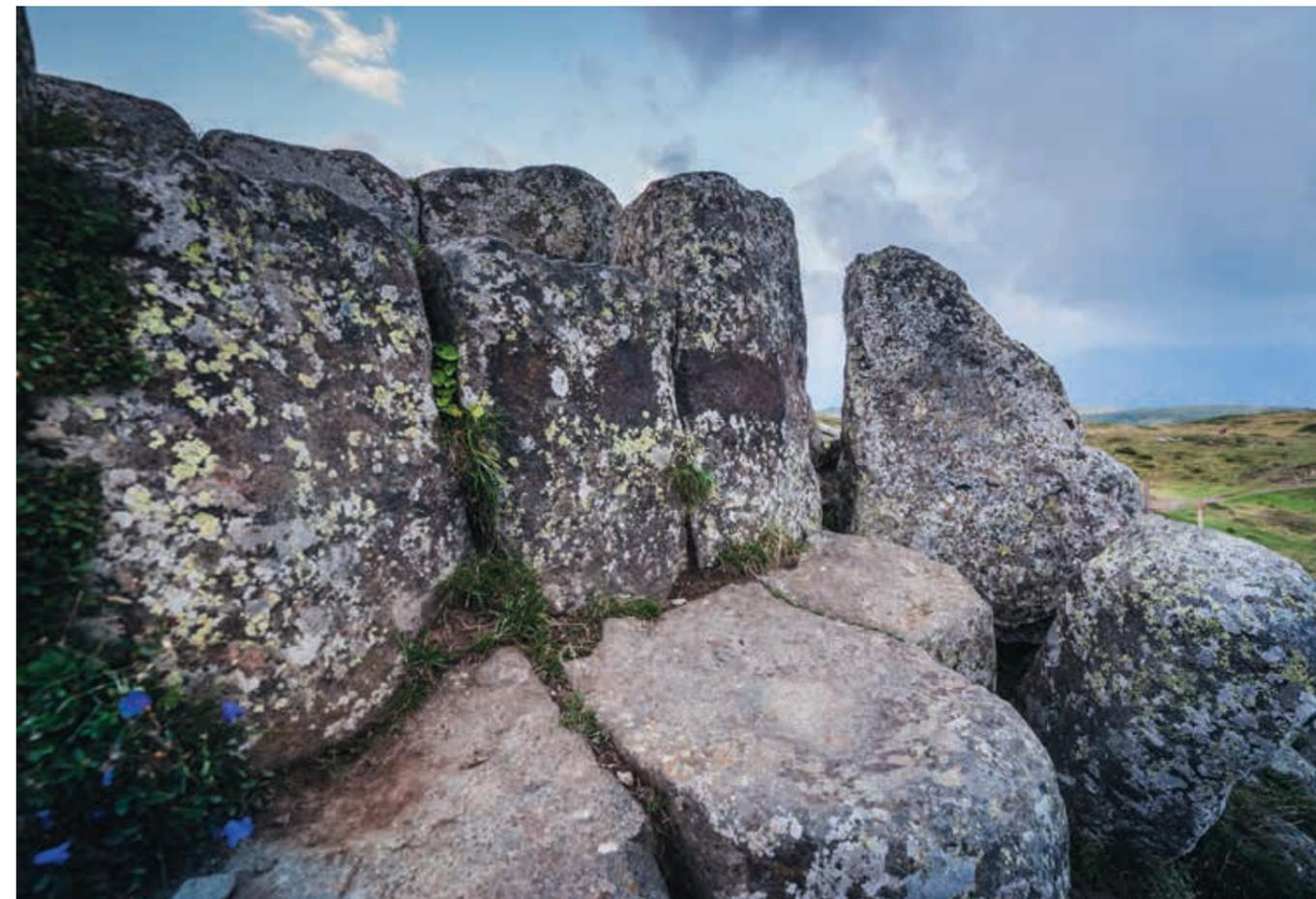
Laufe der Zeit zu wichtigen und sozial anerkannten Heiligtümern. Heilige Orte wurden von profanen klar abgegrenzt und lagen oft gut erreichbar innerhalb des Lebensraums oder entlang wichtiger Wege. Sie hatten zudem eine geomantische Relevanz, befanden sich also direkt an bedeutsamen Landschaftspunkten oder boten einen Blickkontakt zu anderen heiligen Plätzen und Bergen. Oft dienten sie auch als astronomische Beobachtungspunkte und zusätzlich als Versammlungsorte. Zusammenfassend kann man also sagen, dass Kultorte eine geschichtliche Dimension sowie eine soziale Funktion besaßen, an deren Anfang jedoch immer ihre ursprüngliche, als besonders wahrgenommene Kraft stand, die sie von anderen abhob und ihnen einen speziellen Wert verlieh.

In der jahrtausendalten Entwicklung des Menschen vom nomadisch lebenden Wildbeuter zum sesshaften Bauern und Spezialisten veränderte sich auch sein Umgang mit sakralen Orten. Im Orient entstanden noch während der letzten Phase der Steinzeit erste sa-



Heilige Landschaft: Castelfeder.

Die legendären Hexenbänke am Rand des Pufplatsch auf der Seiser Alm, von der Natur geformte Quader aus Augitporphyr.





Dem Himmel näher: Schwarz- und Weißhorn im Südtiroler Unterland. Das Schwarzhorn ist als eiszeitlicher Brandopferplatz bekannt.



St. Hippolyt in Glaiten thron auf einer kleinen Erhebung hoch über dem Passeiertal. Eine Sage benennt den Ort als Sonnentempel, die archäologischen Funde zeugen von einem Feuer- und Opferplatz.



Im Moor bei der Schöllberg-Göge-Alm in Weißenbach wurden schon vor 3.000 Jahren mindestens 150 geheimnisvolle Holzkellen rituell abgelegt.

kräle Bauwerke und Tempel, in den Zentralalpen am Ende der Jungsteinzeit die ersten Brandopferplätze. Diese Opfertradition behielt über verschiedene Epochen hinweg ihre Wichtigkeit und die Rituale fanden meist an auffallenden Landschaftspunkten statt. Durch ihre Sichtbarkeit und die Blickverbindung zu anderen Kultorten sowie durch ihre Abgehobenheit und Nähe zum Himmel – dem vermuteten Sitz der Ahnen, der meisten Gottheiten und der Gestirne – dienten Brandopfer- und andere Ritualplätze als Orte der Kommunikation mit höheren Instanzen.

Sehr oft wurden Kultorte deshalb auf Bergen und insbesondere auf Hügeln angelegt. Auch heute noch wirken sie durch ihre erhabene Position als natürliche Anziehungspunkte, von denen man weit über die umgebende Landschaft blicken kann. Wenn das Auge aus der Höhe über Feld und Wald schweift, lassen die optische Weite und die beeindruckende Tiefe ein Gefühl von Losgelöstheit aufkommen, man fühlt sich dem Alltag entrückt und dem Himmel ein Stück näher. Hier verweilt man gerne länger und erlebt den Ort als Regenerativum und als Ruhepol.

Dann gab es geschützte, heimelige Wasserheiligtümer, an denen wohl Riten spezieller Art durchgeführt und anschließend Kultobjekte feierlich deponiert wurden. Manche von ihnen hatten einen starken Bezug zur Weiblichkeit und galten als Heilorte für Körper und Geist. Besonders an den hoch gelegenen Opferplätzen

und den Wallfahrtsorten an Bergseen, Hochmooren oder Quellen dürfte das Thema Fruchtbarkeit eine wesentliche Rolle gespielt haben.

Eine andere Art von sakralen Orten waren astronomische Observationsplätze. Hier ging es um die Bestimmung der Winter- und Sommersonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen anhand der Sonnenaufgangspunkte bei ganz charakteristischen Bergsilhouetten. Auch der Lauf des Mondes und die Bahnen einzelner Sterne und Sternbilder wurden spätestens seit der Jungsteinzeit von ganz bestimmten Orten aus genau beobachtet, denn das astronomische Wissen war wohl viel umfassender, als es heute allgemein angenommen wird. An den wichtigen Beobachtungspunkten entstanden oft mehrere Kultplätze nebeneinander, wie man beispielsweise am Ritten beobachten kann. Hier liegen etwa die Kultplätze Collnoartl, Roarer Windspiel und Waldner Egg nur jeweils einen Kilometer voneinander entfernt.

Neben den schon erwähnten Ritualstätten gab es auch noch den geweihten Platz für die Verstorbenen – an ihm bestattete man in feierlicher Form die sterblichen Überreste. Weitere Kultorte dienten als Initiations- und Einweihungsorte, während andere stille Waldheiligtümer oder spirituelle Rückzugsorte waren. Und nicht zuletzt gab es noch den gemeinschaftlichen Festplatz einer Siedlung, an dem man zusammenkam und miteinander feierte.

Zwar wurden Kultorte häufig in der Nähe der Siedlungen angelegt, aber manche lagen auch weit davon entfernt, und der Weg dorthin war mit einer anstrengenden Wanderung oder gar Pilgerschaft verbunden. Dies machte den Ort noch ehrwürdiger und steigerte seine Bedeutung. Solche Orte wurden meist zu ganz bestimmten Zeitpunkten aufgesucht und das, was wir als Wallfahrt kennen, besitzt in dieser Form eine jahrtausendalte Tradition.

Als Beispiele hierfür können jene Bergheiligtümer gelten, die heute noch Ziel von Wallfahrten sind oder an denen es Kirchtage gibt, wie etwa das Latzfonsener Kreuz und Heiligkreuz im Gadertal, oder Gebiete, die uns heute aufgrund ihrer Fülle an Schalensteinen überraschen: etwa Elvas bei Brixen, das Berggelände rund um den Waldner See im hinteren Ahrntal, das hoch am Vinschger Sonnenberg gelegene St. Martin im Kofel oder der Kultplatz am Pfitscher Jöchel.

Am letztgenannten Ort findet sich abgeschieden auf 2.130 Metern ein mit einer niedrigen Mauer eingegrenztes Areal von 50 Quadratmetern. In diesem hat man um die 40 geheimnisumwitterte Schalensteine mit insgesamt fast 1.300 künstlichen Vertiefungen und zahlreichen Kanälen gefunden. Die anliegende Pfitscher Lacke war wohl Teil dieses Kultareals und ist in dieser Beziehung ein gutes Beispiel eines mehrgliedrigen Heiligtums, das neben einem lieblichen Wasserort auch andere Landschaftselemente oder Kultsteine umfassen kann.

Die Kräfte, die die Menschen einst dazu brachten, einen gewissen Ort als Ritualplatz zu nutzen, sind heute meist noch spürbar, wenn auch teils abgeschwächt oder von Erinnerungen an nachfolgende schwerwiegende Ereignisse überlagert. Es ist eigentlich keine neue Erkenntnis, aber für uns moderne Menschen dennoch schwer nachzuvollziehen, dass Orte eine Art Gedächtnis haben, d. h., dass die Summe der Handlungen an einer gewissen Stelle zu einer bleibenden und auch noch nach langer Zeit wahrnehmbaren Atmosphäre führt. So fühlt sich beispielsweise ein Ort, an dem über Jahrhunderte hinweg Weihehandlungen stattfanden, anders an als einer, an dem Konflikte gewaltsam ausgetragen oder Menschen hingerichtet wurden.

Dieses mannigfaltige Kräftespiel von mystischen Orten wirkt auf verschiedenen Ebenen. So können einige ehemalige Kultorte vorwiegend auf körperlicher Ebene erlebt werden: Hier scheint es eine unsichtbare, auch radiästhetisch erfassbare tiefe Erdkraft zu geben, die den Körper passiert und ihn über den Kopf wieder verlässt. Je nach Stärke dieses Energieschubes kann dies mehr oder weniger intensiv erlebt werden und es kann sich eine leicht prickelnde bzw. auch schwindelerregende Körperempfindung einstellen. Die durchströmende Kraft kann sich feurig und stärkend oder als Weite- und Leichtigkeitsgefühl anfühlen. Besonders Sportler kennen diese Empfindungen, sie ähneln einer massiven Ausschüttung von Glückshormonen.



Berge als Sonnenuhren: Bestimmung der Tag- und Nachtgleichen anhand des Sonnenaufgangs zwischen Santner und Euringer vom ehemaligen Kultplatz Roarer Windspiel in Wolfsgruben am Ritten aus.



Das Latzfonser Kreuz auf 2.300 Metern, der höchstgelegene Wallfahrtsort in Südtirol, steht vermutlich an der Stelle eines älteren Bergheiligtums.

Um den heiligen Berg des Gadertals, den Heiligkreuzkofel, ranken sich viele alte Sagen und Legenden.

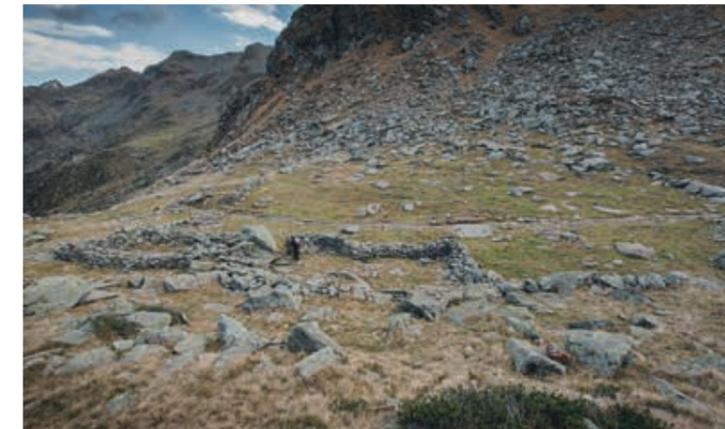


Ein exzellentes Beispiel dieser Art ist der Weingartbühel bei Aicha im Winkel zwischen Eisack- und Pustertal. Er präsentiert sich als perfekt abgerundeter Moränenhügel, an dem eine Silexklinge und bronzezeitliche Scherben gefunden wurde. Die von unten kommende Kraft kann anfangs als beglückender Energieschub erlebt, aber unter Umständen auch zu viel des Guten werden.

Ein weiteres, diesmal sehr prominentes Beispiel dieser körperlich spürbaren Erdkraft sind die Hexenbänke auf der Seiser Alm, jene legendären Steinsessel hoch über Kastelruth mit atemberaubendem Blick über die nahe und ferne Bergwelt. Lässt man sich auf einer der thronartigen Bänke nieder, ist es, als würde man von einem subtilen Energieschub in die Höhe gezogen, fast so, als schwebte man ein Stück über der Landschaft und betrachte sie von oben. Obwohl von den Hexenbänken keine archäologischen Funde bekannt sind, weisen uns die Sagen darauf hin, dass es sich hier um einen alten Ritualort handelt. Laut ihnen waren die Hexenbänke eine wichtige Versammlungsstelle des Hexenvolks und zugleich sein Abflugspunkt zum majestätischen Berg Schlern. Die Entstehung und Weitertradierung dieser Sage legt nahe, dass dieses außergewöhnliche Kraftfeld bereits in Vergangenheit einem größeren Kollektiv bekannt war.

Andere Orte wirken mehr auf geistiger Ebene. Gedanken kommen hier leichter zur Ruhe und schaffen Platz für neue Eingebungen, und es kann sich auch eine heitere Gelassenheit einstellen. Als ein gutes Beispiel dafür haben wir den Tartscher Bichl bei Mals im oberen Vinschgau kennengelernt. Dieser weitläufige, überaus bemerkenswerte Hügel mit der romanischen St.-Veit-Kirche beherrscht das Bild der Talweite. Schon seit der Jungsteinzeit aufgesucht, erstreckte sich hier in der Eisenzeit eine ausgedehnte Siedlung mit bis zu 1.000 Bewohnern, und am höchsten Punkt lag, einer Akropolis gleich, der heilige Bezirk mit einem Brandopferplatz. Der Tartscher Bichl wirkt einerseits sehr befreiend auf den Geist, man nimmt ihn aber auch körperlich als sehr kraftvollen Ort wahr.

Wiederum andere mystische Orte scheinen ihre Hauptwirkung vorwiegend auf Gefühlsebene zu haben, und



Der eingegrenzte Kultplatz am Pfitscher Jöchl auf 2.130 Metern in der Texelgruppe.



Die sogenannte Sternenplatte, einer der vielen Schalensteine am Pfitscher Jöchl.

Mystische Pfitscher Lacke, Teil des Kultensembles am Pfitscher Jöchl.





Vielfach stehen auf den alten heiligen Hügeln kleine Kirchen, wie hier St. Andreas in Antlas am Ritten. Auch wenn sich die Kulte mit der Zeit verändert haben, hat sich die Anziehungskraft dieser Orte erhalten.

man kann an ihnen etwas Vertrautes, etwas Liebevolleres oder auch ganz Stilles wahrnehmen. Die Kraft an ihnen ist aber so verfeinert und scheint so unterschwellig zu wirken, dass es manchmal eine ganze Weile dauert, bis wir sie wahrnehmen. Oft stellt sich die Wirkung erst später ein, wenn man den Ort bereits verlassen hat. Dabei können aus dem Unbewussten Empfindungen wie Trauer, Melancholie, auch unbestimmte Ängste oder eine unerklärliche Wut auftauchen, und mögen diese Gefühle auch als unangenehm empfunden werden, so führen sie doch zu einem heilsamen Prozess. Erst mit ihrer Bewusstwerdung können sie sich lösen. Somit fungieren einige mystische Orte mitunter auch als Heilplätze. Wiederum andere Kultorte verströmen eine unerklärliche Leichtigkeit und Fröhlichkeit, während andere zu einer tiefen Verbundenheit mit der Geschichte und den Schicksalen unserer Ahnen und Ahninnen führen.

Das Spektrum an mystischen Orten ist also sehr reichhaltig und es bedarf einer intimen Auseinandersetzung

und Verinnerlichung, um ihre Geheimnisse kennenzulernen. An ihnen können wir das Ortsbewusstsein erforschen und feinstoffliche Ebenen entdecken. Wir können Kraft, Ruhe und Stille erleben und unsere sinnlichen Fähigkeiten verfeinern und wir können einen respektvollen Umgang mit Landschaft und Natur lernen. Und nicht zuletzt können wir an ihnen wieder in Kontakt mit unseren Wurzeln kommen.

**Astrid Amico und Martin Ruepp**



St. Johann in Karnol ist ein heller, lichter Ort mit einer ursprünglichen Leichtigkeit.

Das Scheibenschlagen: Noch immer sind am Tartscher Bichl alte Bräuche lebendig und zeugen von der Kultkontinuität an ehemaligen heiligen Orten.





## Erinnerung neu denken

### Künstlerische Interventionen in Nord- und Südtirol zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Sie sind für die Ewigkeit gedacht, stehen aber in unserer Gegenwart gewaltig unter Druck. Sie sollen an die Vergangenheit erinnern, die Geschichte wachhalten, im besten Sinn diese zu verstehen versuchen. Doch seit einiger Zeit sind Denkmäler einem wahren „Bildersturm“ ausgesetzt. Schlagzeilen belegen es: „Kiew hat damit begonnen, Monumente aus Sowjetzeiten aus dem Stadtbild zu entfernen. Insgesamt 60 Denkmäler sollen abgebaut werden“ (Die Welt, 27.04.2022). Schluss mit der ehemaligen Freundschaft, die Helden verlieren die Köpfe, landen abgeschlagen auf dem Boden. „Das Standbild mit einer Höhe von über sechs Metern zeigt zwei Arbeiter – einen Russen und einen Ukrainer, die gemeinsam den Orden der Völkerfreundschaft am Band hissen. Bei der Demontage sei der Kopf des russischen Arbeiters abgefallen“ (01.05.22). Gleichzeitig legen Freiwillige Sandsäcke um geschichtsträchtige Orte, so wurden in Kiew das Denkmal der Fürstin Olga, des heiligen Apostels Andreas und der Missionare Kyrill und Method vor Zerstörung bewahrt.

Kulturgut schützen und/oder unliebsame Erinnerung zerstören: Geschichte und Erinnerung sind ein schwieriges Feld. Denn es geht um Themen wie Heldentum, Widerstand, persönliches Andenken und kollektives Gedächtnis. Auch Christoph Kolumbus musste im Sommer 2020 in vielen US-Städten daran glauben. Dem großen Seefahrer und Entdecker warf man vor, zum Sklavenhandel beigetragen zu haben. Demonstrierende bauten nach dem Tod des Schwarzen George Floyd an vielen Orten Denkmäler und Erinnerungstafeln ab.

Eduard Habicher, *Ab-grund*, 2005, Baustahlträger, h ca. 30 m.  
Foto: Christian Martinelli (alle Rechte beim Künstler)

Gewalt gegen Kulturstätten hat eine lange Tradition. Gut in Erinnerung ist noch die Zerstörung der Buddha-Statuen von Bamiyan im Frühjahr 2001, jene der antiken Statuen im Mosul Museum im Jahre 2015 und die Sprengung der Welterbestätte Palmyra. Auch Straßenbezeichnungen trifft es, denn Werte haben sich verändert, neue Haltungen zerbrechen alte eingefrorene Denkmuster. Der Vergangenheit und dem Denken der Gegenwart gerecht zu werden, erweist sich in Bezug auf geschichtliche Ereignisse und vor allem historische Köpfe, und das sind vorwiegend Männer, schwierig. Ob es ausreicht, sie einfach aus der Gegenwart zu entfernen und Geschichte zu leugnen, ist fraglich. Denn dass die vergangene Zeit auch Teil unserer Zeit ist und damit unserer Gegenwart, ist unbestritten. Ob wir uns der Geschichte entledigen, wenn wir Denkmäler entfernen, ist ungewiss.

So gibt es seit einiger Zeit doch auch gelungene und neue Beispiele einerseits der Rekontextualisierung, aber auch zeitgenössischer Formen wie temporäre Interventionen, um dem Gedächtnis einen Platz zu geben. Jüngstes Beispiel „Denkmal weiter“, die Ausstellung zum Mitmachen: Die Erinnerung soll verlebendigt werden, indem wir uns alle beteiligen. Petra Gerschner, Franz Kapfer, Esther Strauß und Maria Walcher sowie interaktive Stationen haben im Mai 2022 den Umgang mit Geschichte am Tirol Panorama in Innsbruck thematisiert. Erinnern und Vergessen, aber auch wichtige Fragen nach dem „Wie“ der Erinnerung wurden durch temporäre Kunstwerke neu gedacht, die vier Kunstschaaffenden forderten durch interaktive Werke auf, Erinnerung nicht nur als abstraktes Etwas abzutun, sondern gegenständlich lebendig werden zu lassen. Erinnerungsarbeit durch Beteiligung macht es so möglich, auch schmerzhaftere Ereignisse lebendig zu halten. Um „Spuren der Erinnerung“ geht es auch in den temporären künstlerischen Interventionen in der Franzensfeste. So haben sich Petra Polli und Werner Gasser dort mit der Geschichte des Ortes auseinandergesetzt, das, was von den Soldaten dort gelebt wurde, als Spuren aufgegriffen und Fundstücke zu neuem Leben erweckt.

Wie mit der Kunst der Faschismen umgehen? Einer Gruppe von Expertinnen und Experten gelang es, das

verhasste Siegesdenkmal in Bozen in eine gelungene Gedenkstätte umzuwandeln, dadurch wichtige Erinnerungsarbeit zu leisten und diese neu zurechtzurücken. Dass es diesbezüglich keine eindeutige Antwort geben kann, bestätigt auch der Historiker Hannes Obermair: „Die Frage ist: Kann man die richtige Erinnerung verordnen? Wohl eher kaum. Man kann aber öffentliche Debatten fördern. Die Kraft demokratischer Gesellschaften besteht darin, bei eindeutiger Missachtung demokratischer Regeln auf die Problematik von Statuen, von Denkmälern und von Namen hinzuweisen. Und deren Abänderung, Entfernung oder Umgestaltung zu fordern. Aber das sollte in parlamentarischen Formen geschehen, nach Anhörung von Expertenmeinungen, von Kommissionen. Da ist die Wahrheitskommission von Südafrika ein glänzendes Beispiel.“ Ein jahrzehntelanger Streit um die Schleifung von faschistischen Denkmälern bestimmte die öffentliche Meinung unseres Landes, bis 2011 von der Südtiroler Landesregierung ein Ideenwettbewerb zur Neugestaltung der Fassade des Finanzgebäudes am Gerichtsplatz in Bozen ausgeschrieben wurde. Dort prangt hoch zu Ross an dem von Hans Piffrader (Klausen 1888–Bozen 1950) gestalteten Relief der Duce höchstpersönlich. Die weiteren Reliefplatten verherrlichen Krieg und Faschismus. Alle konnten sich am Wettbewerb beteiligen, Künstlerinnen und Künstler, Architektinnen und Architekten, Historikerinnen und Historiker, Kulturschaffende. Die Neugestaltung der Fassade forderte bewusst die Umgestaltung in ein „Mahnmal“, „und zwar „nicht unmittelbar einsehbar, sehr wohl aber für eine bewusste und durch Vermittlungstexte historisch angemessen kommentierte Besichtigung“. Die 486 eingegangenen Bewerbungen bewiesen einmal mehr, dass vielen eine zu überwindende Vergangenheit am Herzen lag. Mit viel Sorgfalt und Einfühlungsvermögen gelang dem Projekt 29 von Arnold Holzknicht & Michele Bernardi, St. Ulrich, eine Umgestaltung einer von den Siegern geschriebenen Geschichte. „Das Zitat von Hannah Arendt ‚Niemand hat das Recht zu gehorchen‘ verweist nicht nur auf eine Auseinandersetzung mit repressiver Gewalt von Diktaturen, sondern regt auch zu einer ethischen Reflexion über Zivilcourage an, die als bewusster Ausdruck des Staatsbürgers die Einhaltung und Verteidigung der demokratischen Regeln der Zivilgesellschaft impliziert“, so die Begründung der Jury. Hier kann man jetzt auch etwas über die Gegenwart



Tony Cragg, Bronze, 60x46x36,5 cm, 2016.  
Bildnachweis: Mart Engelen



Wil-Ma Kammerer, Piero 2016, Eisen mit Chromlegierung,  
49x30x8 cm. Bildnachweis: Ulrich Egger (Kunstwerke)

lernen, man hat einen Weg gefunden, Erinnern und neu Denken in Einklang zu bringen, ohne zu verdammern, abzutragen oder zu heroisieren.

Und dass es auch anders geht, als alle Heroen kollektiv vom Sockel zu stoßen, beweist ein besonderer Wald der Erinnerung in Litauen: „Marx, Engels und Lenin, Stalin, Chruschtschow und Breschnew, KGB-Agenten, Rotarmisten und mit Maschinengewehren bewaffnete revolutionäre Bäuerinnen – auf dem bizarren Friedhof der Untoten von Grutas sind sie alle versammelt.“<sup>1</sup> Man hat sie einfach alle, die anscheinend Großen und Kleinen der Geschichte, abtransportiert und zusammen aufgestellt, um sie zu entdramatisieren. Der „Schrottplatz der Geschichte“ will zwar neu erzählen, dient aber vielfach auch nur für Selfies vor Kulissen. „Wenn Menschen tot sind, gehen sie in die Geschichte ein. Wenn die Statuen tot sind, treten sie in die Kunst ein. Diese Botanik des Todes nennen wir Kultur“, heißt es im französischen Kurzdokumentarfilm „Statuen sterben auch“.<sup>2</sup>

So werfen heute Erinnerungsdenkmäler viele Fragen auf, es gibt ja kaum etwas, was es wert wäre, mit einem Denkmal gefeiert zu werden. Heldenskulpturen haben ausgedient, und andere Erinnerungsformen sind an ihre Stelle getreten. „Bürger in Bewegung“ nennt sich der Entwurf einer begehbaren Schale, das Einheitsdenkmal in Form einer riesigen begehbaren Wippe, das zukünftig vor dem künftigen Humboldt Forum im Berliner Stadtschloss zum Denken auffordert.

Weniger geschichtsträchtig, aber doch imstande, Erinnern und öffentlichen Raum mit Kunst zu verbinden, zeigen sich einige Interventionen auch in Nord- und Südtirol. Dabei geht es auch um die Aufwertung von öffentlichem Raum, um eine Aufforderung zum Nachdenken, um die Erinnerung an einen Menschen und die Vermittlung von Information. Dass sich dabei auch städtische und touristische Werbekonzepte mit den künstlerischen Interventionen überschneiden, ist offensichtlich. Autonome und symbiotische Ansätze sind gleichermaßen vorhanden, manchmal drängen sie in den öffentlichen Raum und sind oft auf Partizipation angelegt. Abstrakt und gegenständlich, inhalts- oder formorientiert – die Ansätze und Interventionen zeigen eine große Bandbreite. Da es sich um sichtbare Kunsterscheinungen handelt, stehen sie oft auch im Fokus der öffentlichen Meinung. Einige wenige Beispiele sollen stellvertretend das Thema vertiefen, auch zeigen, dass Kunst, die erinnert und eine geschichtliche Dimension öffnet, oft Widerstand ist und deswegen im öffentlichen Raum auch nachhaltig oder unmittelbar wirkt und eine kritische Auseinandersetzung ermöglicht.

An der Hand im wahrsten Sinne des Wortes nimmt uns der Künstler **Manfred Alois Mayr** mit seinem 2009 mit dem Kunst-am-Bau-Preis ausgezeichneten Projekt, dem „Goldlauf“ in der Franzensfeste. „Meine gesamte künstlerische Arbeit, in der die Alltagsgeschichte eine zentrale Rolle spielt, ist ein permanentes Übersetzen“ (Manfred Alois Mayr). „Die Berührung des Edelmetalls

durch die Besucher ist ein Verweis an die in der Franzensfeste gelagerten Goldreserven. Der Goldstandard zwingt Nationen, Schulden und Papiergeld mit der entsprechenden Anzahl an Goldbarren abzugleichen. Der Handlauf selbst ist sowohl Gebrauchsgegenstand als auch Symbol des Übergangs von einem Aggregatzustand zum anderen. Er erlaubt die körperliche Interaktion von Tasten, Greifen und Begreifen.“<sup>3</sup>

Die menschliche Geschichte, von der Wiege bis zur Bahre, thematisiert der Künstler in seinem „Jungbrunnen“, der den Garten der Elisabethstiftung in Bozen Gries ziert. Dort, wo man sich auf Betreuung und Pflege von Menschen spezialisiert hat, lädt der Brunnen in Form einer goldenen Wiege, die sich dreht und aus deren Gestänge das Wasser einen Reigen erschafft, ein, sich in Ruhe auf Leben selbst einzulassen. Es erinnert an unseren Beginn, in der Bewegung an ein Wasserrad und somit auch an den Lauf des Lebens.

„In meiner Arbeit geht es vorwiegend um ‚Übersetzungsarbeit‘ im Spannungsfeld von sozialen Zusammenhängen und kulturspezifischen Bedeutungsebenen“,<sup>4</sup> sagt Manfred Alois Mayr. Seine künstlerische Intervention am Vorarlberger Landesmuseum in Bregenz unterstreicht Mayrs Denken im Kontext: An der Haut des Baus entwickelte er 2012 sein „Terra sigillata“-Projekt. Es ist ein ornamentales Muster aus Betonblüten und lässt beim Anblick auch uns Geschichte erinnern und neu denken. Anlass für den Künstler war ein Besuch des Museums, das alte Tongefäße aus der Römerzeit beherbergt. Diese hochwertige rote Keramik wurde als Massenware im römischen Reich hergestellt. Manfred Mayr bedient sich bei der Herstellung der Ornamente der PET-Flaschen. Sie wurden für die Rosetten-Abdrücke verwendet: Handwerk, Erinnerung, Vergangenheit und Gegenwart verschränken sich an diesem Kunst-am-Bau-Objekt in zeitgenössischer Dimension.

Rotstahl ist das Markenzeichen von **Eduard Habicher**. Dadurch gelingt ihm eine neue Interpretation von Bau und Landschaft, auch eine Entheroisierung von historischen Stätten. Sigmundskron, der geschichtsträchtige Ort mit seinen Mauern aus dem Mittelalter, heute Sitz des MMM Messner Mountain Museums, wo 1957 das legendäre „Los von Trient“ gerufen wurde, wird

für Eduard Habicher zum „Ab-grund“. 30 Meter fallen die drei roten Stahlbänder an den Mauern hinab und lösen die Geschichte aus ihrer Schwere, erinnern im Titel aber auch an den Betreiber des Museums.

Tief in die Vergangenheit taucht der Grödner Künstler **Aron Demetz** mit seinem in Bozen Süd 2020 fertiggestellten Ötzidenkmal ein. Es ist eines der wenigen Beispiele eines modernen „Denkmals“. In weißem Marmor, von Weitem sichtbar, von unserem Star, den alle sehen wollen. An der Kreuzung Siemensstraße-Voltastraße hat der Künstler aus Laaser Marmor den riesigen Block positioniert, der an den Fundort der Mumie im Gletscher erinnert. Kunst im freien Raum als Zeichen für Kreativität und Innovation, die im Forschungszentrum NOI Techpark in unmittelbarer Nähe ein neues Zuhause hat. Es ist ein erlebnisorientiertes Kunstwerk, will Akzente und in Szene setzen, die Betrachter sofort an die Mumie, den Touristenmagneten der Stadt, an Ötzi erinnern und somit auch ein breites Besucherpublikum ansprechen.

Das gilt auch für den **MenschenBilder**-Parcours im südlichen Teil der Kurpromenade in Meran, der darauf angelegt ist, die Menschen zu erreichen und die Bedeutung der Kurstadt ins Licht zu rücken. Von der Theater- bis zur Eisenbahnbrücke säumen die Büsten des Kunstprojekts den Weg. Die Freilichtgalerie erinnert an Persönlichkeiten, die „einen wichtigen Beitrag zum kulturellen, politischen und intellektuellen Leben der Stadt geleistet haben“. Zehn Kunstschaffende, zehn Skulpturen und neue Ansätze in der geschichtlichen Erinnerung.<sup>5</sup>

Keine Heroisierung, sondern einen Dialog auf Augenhöhe inszenierten 2015 **Stephan Balkenhol**, **Urs Lüthi** und **Aron Demetz** durch ihre Hommage an Emma Hellenstainer, die legendäre Gastwirtin, an Franz Kafka, der in Meran Erholung suchte, und an Antonio Manfredi, den Dichter. 2016 schufen **Tony Cragg**, **Wil-ma Kammerer** und **Walter Moroder** Werke zu Ehren von Silvius Magnago, den langjährigen Landeshauptmann, für Rina Riva, die Künstlerin, und Piero Richard, der sich für die Tourismusedwicklung und Wirtschaft in Meran einsetzte. Die Künstlerin **Sissi (Danila Olivieri)** gestaltete die Büste für den Regisseur und Experimen-



Paul Thuile, Acryl auf Betonwand, 3,5x2,5 m,  
Titel: Schlinig 1, 2011. Foto: Augustin Ochsenreiter

talfilmer Bruno Jori, **Mimmo Paladino** jene von Franz J. Lenhart, den bekannten Werbegrafiker, **Michael Fliri** für die Komponistin Natalia Pravosudovič, die bis 1988 in Meran wohnte. **Francis Uprichard**, eine neuseeländische Bildhauerin, erinnert an Gina Klaber Thusek, die, wegen ihrer jüdischen Abstammung staatenlos geworden, in Meran gestrandet ist. Was haben uns diese Menschen zu sagen? Das permanente Kunstprojekt ist ein gelungenes Beispiel, wie man Erinnerung auch mit künstlerischer Qualität begegnen kann. Nicht Abbild, sondern subtile Verweise, die uns zum Weiterdenken anspornen, stehen im Mittelpunkt.

Auf Geschichte wandern wir mit der Kunstintervention auf Schloss Tirol des Vorarlberger Künstlers **Gottfried Bechtold**. Ihm gelang es 2001, drei Baukörper auf der Vorburg durch einen Weg geschickt zu verbinden, indem er die Spuren der menschlichen Geschichte, zum Teil mit hohem Wiedererkennungswert wie Bär, Luchs, Katze, Hund, Laubspuren und auch den Abdruck des Brautbechers der Margarete Maultasch in beigefarbene Betonplatten setzte. „Spuren stellen für mich letztendlich ein Synonym der Geschichte dar. Spuren finden sich ausschließlich in der Geschichte – es gibt keine zukünftigen Spuren“ (Interview mit dem Künst-

ler von Piffer Damiani). „Zwischenzeit“, 2001, ist ein besonderer Weg, der Zeit und Raum miteinander in Beziehung setzt. „Der Weg hat etwas Doppelbödiges: Einerseits ist er Vorschrift, Vorgabe, Parcours, ein geometrisch exakt definierter Ort und dann wiederum einfach nur ein Angebot zu gehen oder auch nicht. Dieses Angebot ist ein schönes Ping-Pong-Spiel zwischen Künstler und Rezipient.“

Mit dem Bau dauerhaft und fest verbunden stellen die Platten eine unkonventionelle Art und Weise dar, Partizipation ganz unbewusst durch den Gang in das Schloss zu erleben. „Auf dem Weg gibt es eine intensive Koexistenz der Zeiten, da bin ich ein Wanderer zwischen den Zeiten, also ich bin ein Spaziergänger zwischen den Zeiten, ich komm aus der Zukunft und geh in die Vergangenheit, wie’s mir grad passt.“

Keine Verherrlichung, aber eine „quer-gedachte“ Erinnerung präsentieren Josef Rainer und **Manuela Kerer** mit ihrer Klangsäule in Lichtenstern. Josef Mayr-Nusser wurde 1944 völkerrechtswidrig zur SS einberufen und verweigerte den Eid auf den Führer. Auf dem Weg nach Dachau verstarb er im Zug, der in Erlangen haltgemacht hatte. Der Ort ist unmittelbar mit dem 2017 seliggesprochenen Märtyrer verbunden, 1958 wurde der Leichnam nach Südtirol überführt und im Frühjahr 1963 an der Außenmauer der Kirche von Lichtenstern am Ritten beigesetzt. Die von Josef Rainer konzipierte „Klangsäule“ (2021) aus Bronze, die beim Drehen von der Musikerin Manuela Kerer komponierte Geräusche ähnlich einer Zugfahrt ertönen lässt, verbindet akustische und optische Aspekte und macht durch den Ton das Nachempfinden eines historischen Ereignisses möglich.

Im Bozner Dom befindet sich die von **Eduard Habicher** gestaltete Grablage zu Ehren des Widerstandskämpfers. Habichers Werk erlaubt einen unverstellten Blick auf den Märtyrer Mayr-Nusser, der mutig den Weg in den Tod wählte. Der Künstler verwendet bei der künstlerischen Intervention die Farbe Rot als Symbol für die Verweigerung, die Absage an den Totalitarismus, die diesem außerordentlichen Menschen den Tod brachte, für den „Mut eines Mannes, der gegen die Masse, gegen den Strom geschwommen ist und sich so klar von den Mitläufern abhebt.“ Auch die Mauernische, die

ein geöffnetes Buch assoziiert und persönliche Objekte von Mayr-Nusser zeigen kann, lässt an der Grablage die menschliche Dimension sichtbar werden.

Ein künstlerischer Wettbewerb an der Universität Innsbruck „Ehre – Freiheit – Vaterland 1926/2019“ kürte den aus Vorarlberg gebürtigen Künstler **Wolfgang Flatz** zum Sieger. Die Intervention von Flatz am 1926 ursprünglich als Kriegerdenkmal errichteten Monument vor dem Hauptbau der Universität Innsbruck zeigt, wie Erinnerung in Verbindung mit gegenwärtigem Diskurs in den Mittelpunkt gerückt und kritisch hinterfragt wird. Das Denkmal wurde vom Architekten Lois Welzenbacher (München 1889–1955 Absam/Tirol) entworfen und steht in einer Reihe anderer Kriegerdenkmäler im deutschen Raum. Flatz’ „dauerhafte Intervention an Adler und Sockel soll die kriegerische, heroisierende Ästhetik des Monuments in einen erweiterten Kontext überführen und somit durchbrochen werden“, war der Anspruch des Wettbewerbs. Mit roter Farbe, wie sie Sprayer verwenden, schreibt Flatz unter die heroischen Schlagworte seine Fragen. Welche Freiheit? Welches Vaterland? Wessen Ehre? Wie Blut rinnen die Fragen über die dunkle, wuchtige Denkmalmauer. „Der Adler selbst, martialisch das Monument bestimmend, Wappentier mit vielfacher Symbolik, bleibt bei Flatz auf den ersten Blick unangetastet. Es ist die übergroße weiße Rose, mit der Flatz versucht, die Stimmung zu verändern. Zu Füßen des Adlers verweist die weiße Rose auf positive Inhalte, auf Liebe, Glück, auf das geheime ‚sub rosa dictum‘. In der christlichen Ikonografie ist diese Rose das Symbol für die Jungfräulichkeit Mariens.“<sup>6</sup> Außerdem hat Flatz dem mächtigen Wappentier einen Rosenkranz aus rot-weißen Blüten umgehängt. Die aufgesprayten Worte markieren in besonderem Maße das Spannungsfeld zwischen individueller Handschrift und Gedächtnis. Die zurückliegende Geschichte ist hier nicht einem Bildersturm anheimgefallen, sondern der Umgang mit Ererbtem ist durch die künstlerische Auseinandersetzung in eine neue Richtung gelenkt worden.

In einem Lernort Erinnerung durch Kunst neu denken kann man am humanistischen Gymnasium Beda Weber in Meran. Das Schulgebäude gehört dem Kloster Marienberg im oberen Vinschgau. Die Wettbewerbsaufgabe für die Künstler bestand darin, eine

Verbindung zwischen dem Kloster Marienberg und der Schule in Meran herzustellen. Der Künstler **Paul Thuile** verweilte daraufhin zehn Tage im Kloster. Beda Weber (1798-1858), Priester und Lehrer, der im Kloster Marienberg wirkte, schrieb zahlreiche Bücher, die sich mit Kunst und Kultur des Landes beschäftigten. Er entdeckte u. a. die historische Nibelungenhandschrift I in der Burg Obermontani im Vinschgau. Paul Thuiles Kunst-Dialog mit dem entfernten Kloster ist in Form von „erinnerter Zeit“ angelegt und lenkt die Aufmerksamkeit auf scheinbar unscheinbare Nebenschauplätze und Details. „Seine Erinnerungsarbeit lässt uns einsteigen in das weite Feld an Fragen nach Perspektiven und dem, was man in Wirklichkeit wahrnimmt, wie man sich in Räumen bewegt, in ihnen lebt und was man davon im Gedächtnis behält.“ (Beate Ermacora). Der zarte Zeichenstift erschafft hier Bewusstsein für die „erinnerte Zeit“ und öffnet den jungen Menschen, die in diesen Räumen ein und aus gehen, die Wahrnehmung dafür, dass die Vergangenheit eine Brücke in das Heute schlagen kann.

Erinnerung im öffentlichen Raum hat viele Facetten. Die künstlerischen Interventionen können die Wahrnehmung von Geschichte verändern, weil sie auch Zusammenhänge bewusst sichtbar und erlebbar machen. Sie können durch die oft komplexe Erinnerungsarbeit Möglichkeiten für Zeit-Begegnungen schaffen, wenn sie die Kraft haben, mit der sie umgebenden Welt in Kontakt zu treten, entweder durch einen Dialog, aber vielleicht auch durch Konfrontation. Jedenfalls wäre das ein schönes Ziel.

**Eva Gratl** in Zusammenarbeit mit **Carl Kraus**

*Mein Dank gilt den Künstlern Arnold Mario Dall’O, Manfred Alois Mayr und Paul Thuile, ebenso Dr. Leo Andergassen und Dr. Peter Assmann.*

<sup>1</sup> Georges Hausemeier: Schöne Grüße von Väterchen Stalin: Der Geschichtspark von Grutas in Litauen, in: FAZ 25. Februar 2010, Seite R 4.

<sup>2</sup> fr.m.wikipedia.org/wiki/Les\_Statues\_meurent\_aussi.

<sup>3</sup> stiftung.arch.bz.it/smaredit/documents/turisbabel/tb88.pdf.

<sup>4</sup> www.tfo-meran.it/wp-content/uploads/2020/05/Manfred-Alois-Mayr.pdf.

<sup>5</sup> www.kunstmeranoarte.org/de/projekte/menschenbilder.html.

<sup>6</sup> www.uibk.ac.at/universitaet/profil/geschichte/files/broschuere-wettbewerb-ehrenmal.pdf.

## Wenn die Berge brennen

Die schwüle Junihitze lässt sich noch erahnen, während sich der lange Sommertag verabschiedet und ein lauer Abend anbricht. Von einer Felswand über Moritzing erschallt der helle Klang einer Trompete – es ist die Melodie eines altbekannten Liedes, das von einem Schwur und Tiroler Treue erzählt. Bald schon wird ein strahlendes Herz an eben-jener Felswand aufleuchten. Und nach und nach werden sich weitere Lichter und Feuer auf den Bergen in ganz Tirol dazugesellen.

Das Flammenspektakel könnte Menschen, denen der Tiroler Feuerbrauch nicht vertraut ist, in Alarmbereitschaft versetzen. Die Anordnungen und Formen der Flammen deuten aber auf etwas menschlich Gewolltes hin: ein rotorange leuchtendes Kreuz, kleine Flammen, die sich zu einem gigantischen Adler zusammenfügen, das Tiroler Wappen, die deutlich aufleuchtende Schrift INRI, ein loderndes Herz ... Diese Symbole leiten jedes Jahr die Herz-Jesu-Nacht ein und weisen auf den Ursprung dieser langjährigen Tradition hin. Wie genau ist dieser Brauch jedoch entstanden und welche Bedeutung tragen diese Feuer noch heute?

Nun schon seit Jahrhunderten als Teil der Herz-Jesu-Feier bekannt, haben die Bergfeuer im Juni wohl einen noch älteren Ursprung: Alte Völker feierten mit ihnen die Sommersonnenwende. Als die christliche Kirche an Einfluss gewann, galt es, diesen heidnischen Brauch zu verdrängen beziehungsweise zu christianisieren. Die Feuer wurden umgedeutet und seit dem 12. Jahrhundert Johannes dem Täufer zu Ehren entzündet. Während der Brauch selbst bestehen blieb, sollte er in Tirol eine erneute Umdeutung erfahren.

1796 kam das Land Tirol in Bedrängnis: Nach einer längeren Friedensphase drohte dem Land nun Gefahr vor Napoleon und seinem Heer. Wie im Landlibell von 1511 festgelegt, musste Tirol keine Männer zu Kriegen außerhalb seines Landesgebietes entsenden, war

dafür aber für seine Verteidigung selbst zuständig. Als sich das kleine Land von einem so mächtigen Feind bedroht sah, einigte sich der Tiroler Landtag darauf, das Land dem Heiligsten Herzen Jesu zu widmen, und hoffte so auf göttlichen Beistand. Es wurde ein feierlicher Schwur abgelegt, der das gesamte Land miteinbezog. Daraufhin erlebte der Tiroler Landsturm einen noch nie dagewesenen Zulauf an Freiwilligen, und es gelang den Tirolern tatsächlich, Napoleons Heer zu besiegen. Der Grundstein für das Herz-Jesu-Fest war gelegt, und dieses Ereignis sollte Jahr für Jahr wieder gefeiert werden.

Das Ansuchen um göttlichen Beistand, indem man sich dem Herzen Jesu anvertraute, ging auf die Herz-Jesu-Frömmigkeit zurück, die bereits im Mittelalter einen Aufschwung erlebt hatte. In dieser Verehrung spiegelte sich die Sehnsucht des Volkes nach einem gütigen Gott mit einem Herzen für die Menschheit wider. Das Herz Jesu wurde zur bildlichen Darstellung dieser göttlichen Liebe und ist in unzähligen christlichen Kunstwerken verwendet. Da die Verehrung auch in österreichischen Gebieten weit verbreitet war, war diese Form eines Hilferufs für das Tiroler Volk naheliegend.

Wenige Jahre später fand sich Tirol in einer erneuten Krisensituation: Inzwischen war das Königreich Bayern gefallen, das ein Bündnis mit Frankreich eingegangen war. Unter der neuen bayerischen Regierung vollzogen sich große Veränderungen. Eingriffe in den Glauben des Volkes und Verbote einiger Bräuche, unter anderem auch das Verbot des Herz-Jesu-Festes, erzürnten die Tiroler Bevölkerung. Auch das Landlibell, das Tirol bisher eine Sonderposition garantiert hatte, wurde 1808 außer Kraft gesetzt. Der Widerstand der Bevölkerung entlud sich 1809 im Tiroler Volksaufstand, angeführt von Andreas Hofer. Kurz vor der Bergiselschlacht veranlasste Hofer die Erneuerung des Herz-Jesu-Gelübdes – eine Rückkehr zu bzw. ein Festhalten an dem, was vom bayerischen Königreich verboten



Herz-Jesu-Feuer. Foto: Hans Nocker. Quelle: IDM



Herz-Jesu-Prozession, St. Martin in Passeier, 1969. Fotoarchiv Erika Groth-Schmachtenberger, Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Inv. Nr. AGS/003838

worden war, die Tiroler aber in ihrem Patriotismus bestärkte. Der feierliche Schwur schien wieder Wirkung zu zeigen, denn die darauffolgende Schlacht endete mit einem Sieg für die Tiroler. Auch wenn der Aufstand kurze Zeit später niedergeschlagen wurde, gewann das Herz-Jesu-Fest im Tiroler Volk immer mehr an Bedeutung. Der Brauch erinnerte nun an bereits zwei Siege eines kleinen Volkes über einen großen Feind und machte den Stolz und Bund zwischen den Tirolern sichtbar.

Das 100-Jahr-Jubiläum des Herz-Jesu-Bundes 1896 wurde besonders feierlich begangen und mit strahlen-

den Bergfeuern gebührend abgeschlossen. Die Sonnwend- bzw. Johannisfeuer hatten nun endgültig den Herz-Jesu-Feuern Platz gemacht. Der Feuerbrauch, so wie wir ihn heute noch kennen und feiern, hatte seine Vollendung gefunden.

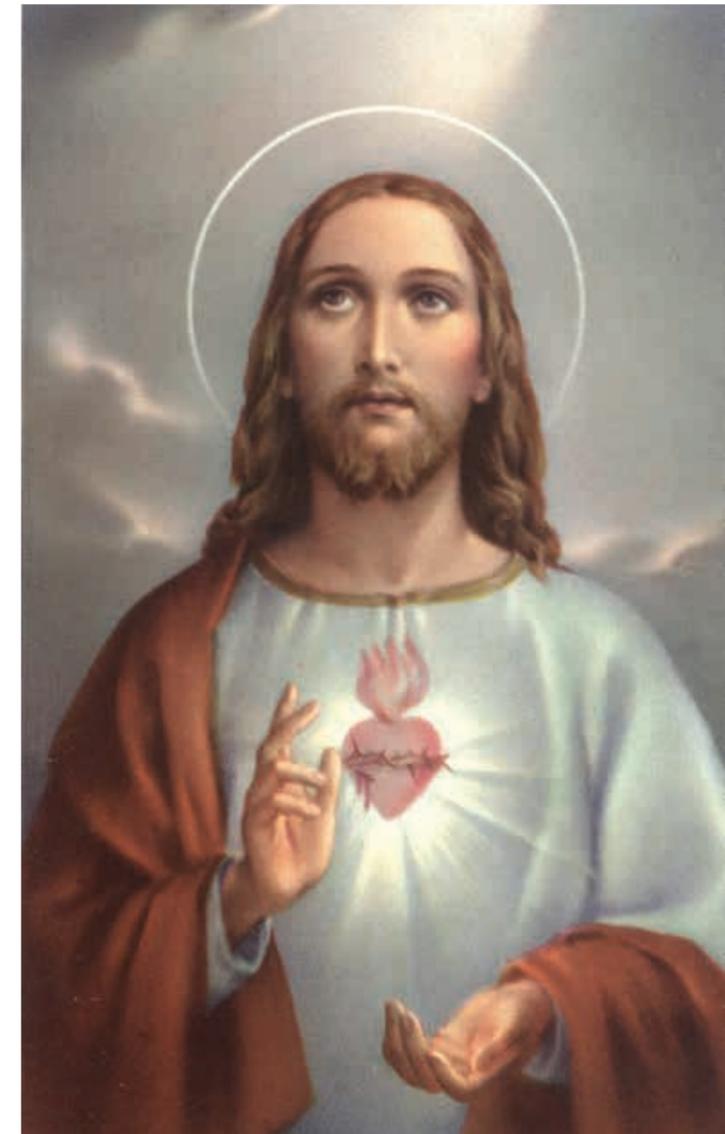
Im Laufe der Jahrhunderte maß man dem Herz-Jesu-Gelöbnis bald mehr, bald weniger Bedeutung zu. In Zeiten der Not wurde aber immer wieder an den Schwur erinnert und der Bund erneuert. Dazu kam es sowohl 1914 beim Ausbruch des Ersten als auch 1944 während des Zweiten Weltkrieges. Die Feuer

entfachen Hoffnung im Volk, sprechen Mut zu und zeugen von einem Gemeinschaftsgefühl, das weit über den engsten Kreis hinausgeht. Eine Herz-Jesu-Nacht, in der sich die Spannung innerhalb weiter Bevölkerungsteile entlud, war die von 1961. In dieser Nacht jagten Menschen, die wegen der politischen Situation Südtirols aufgebracht waren, 37 Strommasten in die Luft – ein Aufschrei von Menschen, der aber nicht nur auf Zustimmung, sondern auch auf heftige Kritik stieß.

Nimmt man diesem Brauch aber seine politische Dimension, seinen patriotischen Unterton, sein religiöses Fundament und seinen Ursprung, was bleibt dann übrig? Betrachtet man die bewegte Geschichte des Brauches und seinen Wandel von einem heidnischen über einen christlichen hin zu einem Tiroler Fest, bleibt eines immer unangetastet: das Feuer. Etwas, das unkontrollierbar ist, aber vielleicht gerade deshalb so geheimnisvoll und faszinierend. Etwas, das Gefahr, zugleich aber auch Wärme und somit Geborgenheit, Nahrung und Leben bedeuten kann. Eine universale Botschaft, die von allen verstanden wird. Unabhängig von jeder politischen und religiösen Bedeutung lösen die Feuer ein bestimmtes Gefühl im Betrachter aus: Ein Gefühl von Gemeinsamkeit, von Verbundenheit mit den Nächsten, aber auch mit denen in der Ferne, die gerade am Berg über die Feuer wachen.

Nicht für jeden mögen heute die Herz-Jesu-Feuer dasselbe bedeuten wie für unsere Vorfahren. Manche besinnen sich auf das Bündnis mit Gott, manche auf die schweren Zeiten, in denen der Schwur abgelegt wurde. Manche gedenken der Geschichte Tirols und empfinden dabei vielleicht Nostalgie, Trauer oder Stolz. Vielleicht kommt vielen Betrachtern aber auch dies in den Sinn: „Dort draußen auf den Bergen befinden sich gerade unzählige Menschen, die unabhängig voneinander, aber doch zusammen in derselben Nacht dasselbe tun. Gemeinsam entzünden sie ein Feuer, sie sitzen beisammen, lachen, musizieren und wachen über die lodernden Flammen. Und wir, die wir nicht direkt vor Ort sind, sind doch Teil des Geschehens. Denn wenn die Berge brennen, sind wir nicht allein.“

Hannah Lezuo



Illustrierte Postkarte mit Herz-Jesu-Darstellung, Farbdruck. Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Inv. Nr. U/1719



Museumsfriedhof Kramsach. Alle Fotos: Michaela Hutz



Museumsfriedhof Kramsach, eine kleine Auswahl an Grabkreuzen mit humorigen Sprüchen und Inschriften.

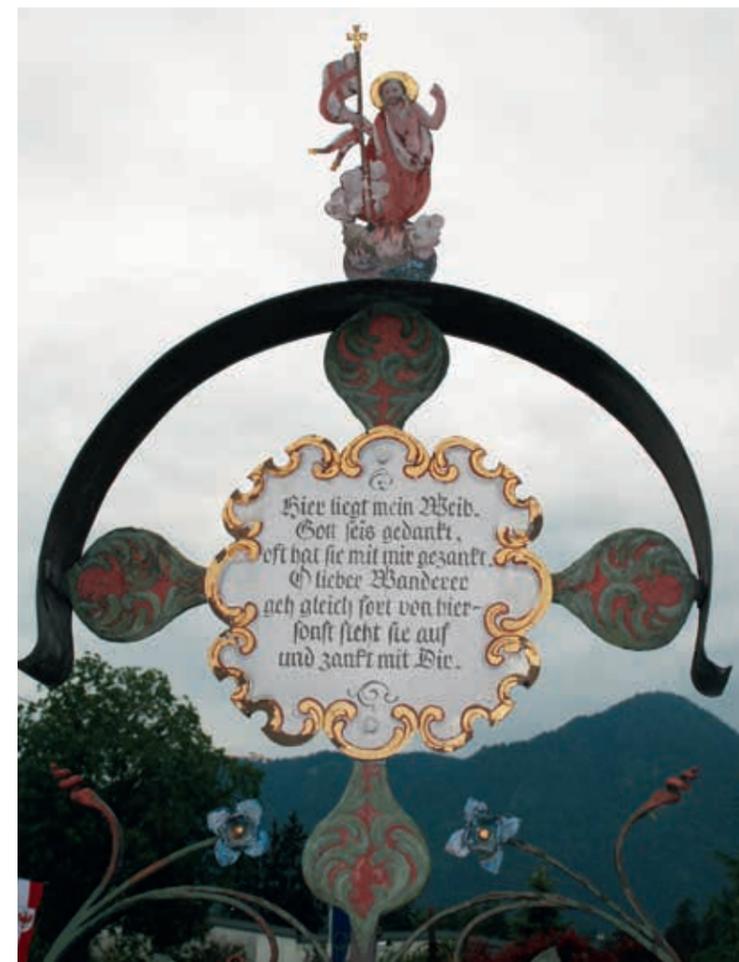


## Friedhofskultur in Tirol

**D**er Friedhof! Zu jeder Jahreszeit ein unterschiedlicher Anblick. Sei es, dass man in Winter die leichten Hügel der eingeschnittenen Gräber findet, da und dort aufgehellte durch ein paar Kerzen. Im Frühling findet man allgemeines Erwachen. Die Gräber werden wieder der Jahreszeit angepasst und mit bunten Blumen geschmückt. Im Sommer legt sich zumeist eine bedrückende Schwüle auf die Gräber und die Hitze speichert sich in den Grabsteinen. Der Herbst ist auch im Friedhof ein besonderer Anblick. Das Jahr neigt sich dem Ende zu und die Gräber werden speziell zum 1. November zum Totengedenken besonders herausgeputzt und geschmückt.

Der Gedanke zum Tod und zum Friedhof und den Verstorbenen könnte nicht unterschiedlicher sein. Und geht man in der Geschichte ein wenig zurück, so ist es auch spannend zu sehen, wie sich der Kult um das Totengedenken verändert hat.

Meine Reise beginnt im Mittelalter. Der Platz für die Bestattung der Verstorbenen war innerhalb des Friedhofs





Museumsfriedhof Kramsach, eine kleine Auswahl an Grabkreuzen mit humorigen Sprüchen und Inschriften.

rund um die Friedhofsmauern vorgesehen. Der Glaube nahm einen großen Platz im Leben des Menschen ein und man wollte möglichst nahe bei der „Heiligkeit“ der Kirche sein. Der Kirchhof war aber nicht nur der Bestattung der Toten vorbehalten, sondern diente auch als Marktplatz und war ein beliebter Treffpunkt für Dorfbewohner. Der Tod war in dieser Zeit wegen der mangelnden Hygiene und Krankheiten ein ständiger Begleiter. Die Zahl der Todesfälle war sehr hoch und der Tod nichts Außergewöhnliches. Als Teil des täglichen Lebens wurde der Tod daher nicht ausgegrenzt, sondern er durfte im zentralen Dorfleben seinen Platz finden.<sup>1</sup>

Wenn man nun bedenkt, dass die Menschen rund um die Friedhofsmauer begraben wurden, so musste der Platz auch irgendwann endlich sein. Wenn man dann die „Runde“ um die Kirche fertig hatte bzw. wieder auf Gebeine stieß, hob man die Gebeine wieder aus und verstaute sie in „Beinhäusern“. Die hölzernen Kreuze auf dem Grab waren bis dahin meist längst verfault.<sup>2</sup> Das moderne Friedhofswesen geht auf das 19. Jahrhundert zurück. Das Privileg eines eigenen Grabes oder eine Beisetzung in der Kirche war dem Adel und Klerus vorbehalten. Hier findet man meist noch Grabsteine und Inschriften. Von den Normalsterblichen sind zumeist nicht einmal mehr die Gebeine übrig.

Erst die Revolutionen 1789 und 1848 und damit der Aufschwung des Bürgertums ermöglichen die Gründung von öffentlichen Friedhöfen. Der Wiltener Westfriedhof zum Beispiel entstand im Jahr 1856.<sup>3</sup>

Die Individualisierung, aber speziell die Personalisierung des Todes wurde in der Gestaltung der Gräber sichtbar. Ende des 18. Jahrhunderts wurden Verstorbene in eigens für sie vorgesehene Einzelgräbern bestattet. Weil nun die Ruhestätten der Verstorbenen eine genaue Bezeichnung bzw. Inschrift hatten, bekam der Friedhofsbesuch einen neuen Stellenwert, bei der der tote Angehörige in seiner neuen und auch letzten Residenz aufgesucht werden konnte. Es wurde damit auch zu einem Ritual, die Gräber zu besonderen Anlässen im Leben (Weihnachten usw.), aber auch zum Geburts- oder Sterbetag des Toten zu besuchen. Die Trauer hatte damit eine neue Projektionsfläche und einen Ort, an dem sich auch gezeigt werden konnte.<sup>4</sup>



Erst jetzt wurde bei der Planung der Friedhöfe weniger auf das Wohl des Toten, nahe bei der Heiligkeit zu sein, Rücksicht genommen wurde, sondern man schaute eher auf die Bedürfnisse der lebenden Bevölkerung. Diese sollten nicht nur ihre Angehörigen besuchen können, sondern die parkähnlich angelegten Friedhöfe sollten auch für Spaziergänge genutzt werden können.<sup>5</sup> Die Grabsteine wurden zu Repräsentationsmittel, des sozialen und wirtschaftlichen Status des Verstorbenen und seiner Angehörigen. Ästhetische Gesichtspunkte waren dabei aber auch ein zentraler Punkt. Bestimmte Symbole und Themen sollten die Profession oder berufliche Position des Verstorbenen benennen. Oft waren aber auch Hinweise über das Leben und den Tod des Verstorbenen zu finden.<sup>6</sup>

Um 1900 publizierte Johann Deiningner Ansichten von hölzernen „Erinnerungszeichen“ in Tirol. „Die kleinen Tiroler Dorffriedhöfe mit ihren Grabkreuzen aus Holz und Schmiedeeisen geben gleich den bäuerlichen Behausungen und ihrem Inhalte interessante Aufschlüsse über den Charakter der Volkskunst in diesem Land. Die besonders umrahmten bildlichen Darstellungen an den Kreuzungsstellen der Balken enthalten gewöhnlich Figuren in betender Stellung, die ein naiv und sorgfältig ausgeführtes Konterfei der Verstorbenen darstellen, welchen das Erinnerungszeichen geweiht ist. Die Inschriften sind entweder noch im Rahmen des Figurenbildes oder an andren Stellen der Kreuze angebracht, häufig bereichert durch Verse, welche an sich interessante Dokumente der Volkspoesie repräsentieren.“<sup>7</sup>

Es finden sich in den Dorffriedhöfen Gruppen von Erinnerungszeichen, welche gemäß alter Dorfsitte aus den „Rechtsbrechern“ (dort waren die Verstorbenen bis zu ihrer Beisetzung aufgebahrt) in vielfach gestalteten Umrissen ausgesägt wurden. „Diese Totenbretter sowie die „Marterln“, letztere wurden zum Gedächtnis an Verunglückte errichtet, enthalten neben Namen, Stand, Alter und Todesart der Verstorbenen gewöhnlich noch eine in Prosa oder Versen verzeichnete Mahnung zum Gebete für das Seelenheil derselben.“<sup>8</sup>

Das geschmiedete Grabkreuz hat sich aus den geschmiedeten Weihwasserkesselträger am Eingang der Friedhöfe oder am Anfang der Gräberreihen entwickelt.



Friedhof von St. Nikolaus.

Friedhofsbesucher besprengten mit dem Weihwasser symbolisch die letzte Ruhestätte aller Verstorbenen auf diesem Friedhof.

Man begann die einzelnen Gräber aufwändiger zu gestalten. An der schmalen Seite des Grabes stellte man zuerst ein Grabzeichen aus Holz, später dann aus Schmiedeeisen, ab dem 19. Jahrhundert auch aus Gusseisen oder Stein auf. Besonders beliebt waren die geschmiedeten Grabzeichen, dessen Schöpfer die Kunstschmiede in den jeweiligen Ländern waren. Da Schmiedeeisen ein besonders dauerhaftes Material ist, haben sich die schmiedeeisernen Grabkreuze sowie auch die am Anfang einer Gräberreihe situierten schmiedeeisernen Träger für Weihwasserkessel an vielen Orten durch viele Jahrhunderte erhalten. Es lassen sich dadurch auch verschiedene Stilepochen erkennen.<sup>9</sup>



Friedhof von St. Nikolaus.

Im Museumsfriedhof der Sagzahnschmiede Guggenberger in Kramsach kann man noch sehr viele dieser alten Grabkreuze bewundern. Weiters sind hier auch noch viele humorige Sprüche und Inschriften, die größtenteils aus dem 19. Jahrhundert stammen, zu finden und laden zum Schmunzeln ein. Es ist dies wieder ein Beweis dafür, dass der Tod in dieser Zeit für die Menschen selbstverständlicher zum Leben dazu gehörten als heute.

Um Allerheiligen und Allerseelen gehört der Besuch des Grabes zur gelebten Tradition. Und speziell die Pflege der Gräber nimmt in Tirol nach wie vor eine wichtige Stellung ein, auch wenn das Verhältnis zum Tod sich im Laufe der Jahrhunderte gewandelt hat und man eher ein wenig auf Distanz gehen möchte. Friedhöfe mit Grabkreuzen und Grabsteinen sind Spiegelbilder der regionalen Kulturgeschichte. Es zeigt sich an den Gräbern der sehr persönliche Umgang der Menschen mit dem Tod. In der Region des Alpbach-

tales haben die Friedhöfe alle etwas gemeinsam. Es herrschen überall schmiedeeiserne Grabkreuze vor. Die Friedhofsordnungen sahen dies so vor, da schmiedeeiserne Grabkreuze wesentlich transparenter und leichter wirken.

Vielfach findet man auch auf Friedhöfen Arkadengräber. Sie wirken mit ihren in den Wänden eingelassenen Fresken fast wie ein Museum. Großteils sind diese Arkadengräber alte Familiengruften, die seit vielen Jahrzehnten im Besitz von Familien sind. Ein gutes Beispiel eines solchen alten Friedhofes mitten in der Stadt ist der Friedhof von St. Nikolaus. Hier findet man rund um die Kirche, direkt an der Kirchenmauer Arkadengräber der Pfarrer von St. Nikolaus, der Klosterschwester und von alteingesessenen Familien des Stadtteils. Die Gräber rund um den Friedhof sind eher kleiner gehalten, da der Platz seit jeher begrenzt ist. Aber auch hier findet man trotz des wenigen Platzes Arkadengräber.



Friedhof von St. Nikolaus, Arkadengräber.

Ein schönes Beispiel für diese gelebte Tradition zeigt sich auch am Friedhof von Gnadenwald. Hier findet man auch an der Kapelle der Gefallenen alte Gedenkplatten mit recht lustigen Inschriften.

Man erkennt in unserem kleinen geschichtlichen Rundgang, dass sich der Zugang zum Tod und zu den Verstorbenen im Laufe der Zeit geändert hat. Was aber immer gleich geblieben ist, ist, dass Friedhöfe ein Ort der Trauer, Besinnung, des Gedenkens, der gelebten Kultur und Traditionen sind. Und da Leben und Tod unumgänglich miteinander verbunden sind, schließe ich meinen Rundgang mit den Überlegungen von Arthur Schopenhauer: „Jeder Tag ist ein kleines Leben – jedes Erwachen und Aufstehen eine kleine Geburt, jeder frische Morgen eine kleine Jugend, und jedes zu Bett gehen und Einschlafen ein kleiner Tod.“<sup>10</sup>

Michaela Hutz

- 1 Bauer 1997, 12ff, Boehle 1977, 46, Müller 2008 68f, Sörries 2009 38f, Aries 1984 25 in Müller 2011, S 39
- 2 <https://www.tirol.at/blog/b-kulturleben/es-lebe-der-westfriedhof>, 28.6.2022, 15:57
- 3 <https://www.tirol.at/blog/b-kulturleben/es-lebe-der-westfriedhof>, 28.6.2022, 15:57
- 4 Bauer 1997, 16ff, Sörries 2009 130, Aries 1984 250 in Müller 2011
- 5 Müller 2008 70f, in Müller 2011, S 40
- 6 Sörries 2009, in Müller 2011, S 41
- 7 [https://fof-ohlsdorf.de/thema/2005/90s05\\_tirol.htm](https://fof-ohlsdorf.de/thema/2005/90s05_tirol.htm); 28.6.2002, 16:02
- 8 Reiter, M., „Der lustige Friedhof“, Vlg. Edition, 1. Auflage, 2015, Verein Museumsfriedhof Tirol, S 11f
- 9 Reiter, M., „Der lustige Friedhof“, Vlg. Edition, 1. Auflage, 2015, Verein Museumsfriedhof Tirol, S 15f
- 10 <https://zitate.net/tod-zitate>, 29.6.2022, 18:37



Petersberg, Friedhof der Pfarrkirche zum Hl. Petrus.  
Alle Fotos: Giovanni Novello

Die Erinnerung ist ein Maßstab für die Vergangenheit und Mahnung für die Gegenwart. Die italienischen Begriffe *ricordare* (erinnern) und *ammonire* (mahnen) gehen etymologisch auf dieselbe lateinische Wurzel zurück und verschmelzen symbolisch im Begriff *monumento* (Mahnmal, Monument), der sowohl eine ikonografische (*moneo* = an etwas erinnern, mahnen) als auch eine historische Bedeutung (*memini* = sich erinnern) hat. Unter den Monumenten drücken Grabmäler am besten die identitätsstiftende Bindung zwischen den Generationen aus und zeugen vom materiellen und geistigen Erbe der gemeinsamen Geschichte und Zivilisation.

Die Vielfalt an Grabstätten und Bestattungsmethoden bietet ein spezielles Forschungsfeld für die Auseinandersetzung mit den großen Themen und Fragen in Zusammenhang mit dem Tod; so waren die verschiedenen anthropologischen, gesellschaftlichen, ethischen und theologischen Aspekte während des gesamten Zeitalters der Aufklärung bis zur Einrichtung des modernen Friedhofs Gegenstand weltlicher und religiöser Debatten. Der italienische Begriff *cimitero* leitet sich vom griechischen *koimētērion* ab (im wörtlichen Sinn Schlafstätte, im übertragenen Sinn Ort der ewigen Ruhe für jene, die den Schlaf des Todes schlafen) und war bereits bei den frühen Christen in der lateinischen Bedeutung *cœmeterium* gebräuchlich, um Katakomben, Nekropolen, individuelle und kollektive Grabstätten zu bezeichnen. In Südtirol lautet die entsprechende Bezeichnung *Friedhof*; sie beruht auf der Verblässung des altdeutschen Begriffs *Vrithof*, der eigentlich den *umfriedeten Hof* bezeichnet und auf die Einfriedung der Bestattungsfläche hinweist, die somit von der Siedlung abgetrennt war. Die alte Bezeichnung *camposanto*, zu Deutsch *Kirchhof*, bezieht sich auf das um eine Kirche angeordnete Gräberfeld, nämlich auf den Kirchplatz, der durch die Nähe der Gräber zum Heiligtum (*ad sanctum*) religiös konnotiert ist. In diesem sakralen Raum, der täglich als Teil der Ortschaft begangen und genutzt wird, befinden sich die Überreste derer, die einmal in der Umgebung gelebt und gearbeitet haben; die Erinnerung an sie bleibt also vor Ort erhalten. Diese Vermischung von Leben und Tod, die im Heidentum und in den ersten acht Jahrhunderten des Christentums, als Grabdenkmäler sich strikt außerhalb

## „Erinnerung und Mahnung: Friedhöfe in einer Gesellschaft im Wandel“

Zur Erinnerung an Hans Griebmair



Merano, antico camposanto della parrocchiale di San Nicolò, lapidi e lastre tombali. Fotografie: Giovanni Novello

## „Memoria e monito: il cimitero nella società che cambia“

In memoria di Hans Griebmair

La memoria è misura del tempo passato e monito per il tempo presente. I concetti di *ricordare* e *ammonire*, accomunati dalla stessa radice etimologica latina, si fondono simbolicamente nel termine *monumento*, tanto nel significato iconografico, *moneo*, quanto nella funzione storica, *memini*. Fra i monumenti, le tombe rappresentano massimamente il legame identitario tra le generazioni e testimoniano l'eredità materiale e spirituale del patrimonio di storia e di civiltà condiviso. L'insieme dei luoghi e delle modalità di sepoltura offre ambiti peculiari di ricerca e di riflessione sulle



Kaltern, Gemeindefriedhof, Arkaden und rechtwinklig angelegte Felder aus dem Jahr 1876.



Merano, Cimitero comunale, arcata.

der Ortschaften befanden, unbekannt war, etablierte sich bereits im 14. Jahrhundert als gängige Praxis und betraf Orte des religiösen und karitativen Lebens wie Kirchen, Klöster, Oratorien und Hospitäler/Hospize. Die Beisetzungen erfolgten in großen Sammelgräbern, während die Überreste wohlhabender Verstorbener in geweihten Gebäuden unter Bodenplatten, die mit Inschriften versehen und oftmals mit Wappen und Reliefs verziert waren, die letzte Ruhe fanden. Zu einer ersten allgemeinen funktionalen Trennung kam es im 17. Jahrhundert, als die Kirchhöfe aus Gründen der religiösen Pietät, der Sicherheit und des Schutzes ihres rechtlichen Status als Freizone eingefriedet wurden. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts führte die ständige Frage der öffentlichen Hygiene und der Regelung der gegenseitigen Durchdringung der Stadt der Toten und der Stadt der Lebenden zu einer grundlegenden Neudefinition des Friedhofs. Das napoleonische Edikt von Saint-Cloud aus dem Jahr 1804 führte die Errichtung

öffentlicher Friedhöfe ein und regelte damit die Bestattungen neu. Sie waren fortan in den Kirchen verboten und lediglich innerhalb des ummauerten Friedhofsgeländes erlaubt, das vom bewohnten Gebiet getrennt war, so wie dies im Wesentlichen bis heute noch der Fall ist. Damit vollzieht sich ein Wandel: Ort des kollektiven Gedächtnisses sind nicht mehr die Gräber in der Kirche und auf dem Kirchhof – einem offenen und in das bauliche Ortsgefüge integrierten Raum –, sondern der Friedhof, ein artikulierter, isolierter und umgrenzter Raum, der ausschließlich Bestattungen vorbehalten ist. Der Friedhof, der von nun an viel weniger stark an die Kirche gebunden ist, ist in erster Linie eine zivile Einrichtung, wenngleich mit einer eindeutig religiösen Dimension. Er ist ein Ort der Erinnerung und des Gedenkens, an dem sich weltliche und religiöse Haltungen miteinander verbinden, vereint durch das Gebot der Erinnerung an der Schwelle zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Erinnerung

Tirol, camposanto di San Pietro (Kronsbichl), cappella funeraria e ossario.



Tirol, camposanto di San Pietro (Kronsbichl), ossario, dettaglio.





Kaltern, Denkmal zu Ehren der Gefallenen des 2. Weltkriegs im Gemeindefriedhof, Detail mit Symbolen.

bedingt und definiert sowohl den Friedhofstyp als auch das Umfeld, in das er eingebettet ist. Heute sind Friedhöfe bei Weitem nicht nur ein Aufbewahrungsort für Gebeine und Asche, sondern vielmehr Sammlung und Archiv der Geschichte der Gemeinde, die wichtig für das Überleben der Identität des Individuums und der Gemeinschaft als Ganzes sind. Friedhöfe sind wie Freilichtmuseen, deren offizielle Bedeutungslaut *International Council of Museums* (ICOM – Internationaler Museumsrat) folgende ist: Sie bewahren den Wert des gegenwärtigen und zukünftigen materiellen und immateriellen Weltkultur- und Naturerbes, sichern seine Kontinuität und vermitteln ihn.<sup>1</sup> Weitere eigenständige und zusätzliche Bedeutungen erhalten Friedhöfe durch die Landschaft, verstanden als Zusammenspiel von Natur und menschlicher Arbeit, die nicht einfach nur

Kulisse für die Grabarchitektur ist: Bäume, Blumen, Erde und Gras zeugen vom menschlichen Bestreben, das Leben und den Tod mit dem natürlichen Lebenszyklus der Jahreszeiten in Verbindung zu bringen. Diese Synthese zeigt sich in den typischen und charakteristischen Südtiroler Friedhöfen, die – gut erhalten und liebevoll gepflegt – an ihrer Nähe zu den Kirchen der Dörfer im Tal und auf dem Berg erkennbar sind. Sie sind von einer Umfassungsmauer umgeben, liegen häufig höher als die angrenzenden Straßen und sind über Stufen – in der Regel Steinstufen – erreichbar. Dies zeugt von dem seit jeher bestehenden Bestreben, die Gräber vor einem allzu nahen Durchgang von Fahrzeugen, Reisenden und Tieren sowie vor Überschwemmungen zu schützen. Auf diesen Friedhöfen zeigt sich der aus frühchristlicher Zeit stammende Brauch, Gräber mit Kreuzen zu kennzeichnen, in einer besonderen Ausprägung: Die Kreuze sind aus Schmiedeeisen. Das Kreuz als heiliges Zeichen des christlichen Glaubens, Symbol des Leidens und Sterbens Jesu Christi, seiner Auferstehung und des Sieges über den Tod wird zu einem bedeutenden Ausdruck künstlerischen Schaffens, wobei sich Form und Funktion im Laufe der Jahrhunderte nicht wesentlich verändern, abgesehen von der Anpassung an den Stilkanon der jeweiligen Zeit. Die ältesten, ab dem 16. Jahrhundert weit verbreiteten Kreuze dienten als Träger für Weihwasserschalen an den Enden der Grabreihen und wurden später, im 17. und 18. Jahrhundert, zu einem festen Bestandteil der Gräber der Reichen. Während die Kreuze bemalt, beschrieben und von kunstvollen Voluten umrahmt sind, sind die Weihwasserschalen ein eher anonymes Element des Grabmals, wobei sich beide, auch bei jüngerer Ausführung, harmonisch verbinden. Schmiedeeiserne Grabkreuze sind nicht nur in kleinen, einfachen und stimmungsvollen Friedhöfen rund um Kirchen und Kapellen zu finden, sondern auch auf stärker strukturierten „geometrischen“ Friedhöfen, mit Arkaden entlang der Friedhofsmauern, die die Grabdenkmäler und -kapellen angesehener Familien beherbergen und bescheidenere Reihengräber umfassen, in der Regel in Feldern die von zueinander rechtwinklig verlaufenden Wegen unterteilt sind. Die Arkaden scheinen den mittelalterlichen Kreuzgängen nachgebildet zu sein, die in Südtirol noch bestens erhalten sind und alte Grabstätten bedeutender Persönlichkeiten bewahren. Diese

grandi tematiche e problematiche della morte: i diversi aspetti – antropologico, sociale, etico e teologico – sono stati oggetto di confronto laico e religioso durante tutta l'Età dei Lumi, fino all'istituzione del cimitero moderno. Il termine *cimitero* deriva da quello greco *koimētērion* (in senso letterale, dormitorio; in senso metaforico, luogo di riposo eterno per quanti dormono il sonno della morte) ed era già in uso tra i primi cristiani, nell'accezione latina *caemeterium*, per indicare le catacombe, le necropoli, i sepolcreti singoli e collettivi. In Sudtirolo, la denominazione corrispondente è *Friedhof*, derivante dalla corruzione del tedesco antico *Vrithof* e dunque indicante più correttamente la *corte chiusa*, riferimento al recinto dello spazio di sepoltura, separato dall'abitato. L'antica designazione di *camposanto*, *Kirchhof* in tedesco, si riferisce al sepolcreto disposto attorno a una chiesa, ossia nel sagrato, connotato religiosamente per la prossimità *ad sanctum* delle tombe. Questo spazio sacro, percorso e fruito quotidianamente nella sua integrazione al contesto urbano, custodisce le spoglie di quanti hanno vissuto e operato in precedenza nella realtà circostante, preservandone in loco il ricordo. Tale commistione di vita e morte, sconosciuta nel paganesimo e nei primi otto secoli del Cristianesimo, quando i monumenti funebri erano rigorosamente tenuti fuori dai centri urbani, si confermava prassi consolidata già nel XIV secolo, coinvolgendo le sedi della vita religiosa e caritativa quali chiese, conventi, oratori, ospedali/ospizi. Si seppelliva in grandi fosse comuni o, per le spoglie dei defunti più abbienti, all'interno degli edifici consacrati, sotto le lastre a pavimento contrassegnate da iscrizioni e spesso decorate con stemmi e rilievi. Una prima separazione funzionale generalizzata avviene nel XVII secolo, quando si recitano i campisanti a motivo di *pietas* religiosa, di sicurezza e di tutela data loro dallo *status* giuridico di zona franca di cui godono. Sul finire del Settecento la crisi sempre emergente in ordine all'igiene pubblica e alla gestione amministrativa della compenetrazione tra città dei morti e città dei vivi, porta alla completa ridefinizione della tipologia cimiteriale. La creazione dei cimiteri pubblici, codificata dalla normativa napoleonica dell'editto di Saint-Cloud del 1804, disciplina le sepolture vietandole di fatto dentro le chiese e consentendole solo entro il perimetro murato cimiteriale, separato dall'abitato, nella modalità sostanzialmente confermata fino a ora. Il luogo della memoria collettiva, rappresentato in

precedenza dalle tombe nella chiesa e nel suo sagrato, aperto e integrato nella struttura urbana, diventa così il cimitero, spazio articolato, isolato, circoscritto e destinato all'uso esclusivo della sepoltura. Limitato di molto l'assoggettamento ecclesiastico, il cimitero è prima di tutto un'istituzione civile, pur nella persistenza di un'evidente dimensione religiosa. È un luogo di reminiscenza e di raccoglimento, nel quale l'atteggiamento laico e quello religioso si fondono insieme, accomunati dall'imperativo del ricordo sulla soglia tra passato, presente e futuro. La memoria determina e definisce sia la tipologia cimiteriale, sia l'ambiente in cui essa è inserita. Oggi il cimitero, lungi dall'essere esclusivamente un deposito di ossa e ceneri, si configura come raccolta e archivio della storia della comunità, fondamentale per la sopravvivenza dell'identità di ciascuno e di tutti. È come un museo a cielo aperto, inteso nell'accezione ufficiale fornita dall'*International Council of Museums* (ICOM), ossia atto a “preservare, assicurare la continuità e comunicare il valore del patrimonio culturale e naturale mondiale, attuale e futuro, materiale e immateriale”.<sup>1</sup> Ulteriori significati, autonomi e complementari, si aggiungono al cimitero attraverso il paesaggio, intreccio di natura e opera umana, che non è semplice sfondo dell'architettura funeraria: alberi, fiori, terra ed erba comunicano l'attitudine da parte dell'uomo ad accostare la vita e la morte al ciclo biologico naturale, nel susseguirsi delle stagioni. Questa sintesi è evidente nei cimiteri più tipici e caratterizzanti del territorio sudtirolese, riconoscibili per la prossimità alle chiese dei paesi di valle e di montagna, ben tenuti e amorevolmente curati. Cinti da una muratura perimetrale e spesso rialzati rispetto alle vie adiacenti, sono accessibili tramite gradini usualmente in pietra, retaggio delle antiche preoccupazioni di mantenere le sepolture protette dal passaggio troppo ravvicinato di mezzi, viandanti, animali, oltre che dagli allagamenti. In essi, l'usanza risalente all'epoca paleocristiana di contrassegnare le tombe con le croci, assume la particolarità dell'impiego di quelle realizzate in ferro battuto: questo segno sacro della fede cristiana, simbolo della Passione e Morte di Gesù Cristo, nonché della sua Risurrezione e della vittoria sulla Morte, diventa espressione artistica del tutto rilevante, la cui funzione e forma non subiscono mutamenti sostanziali nei secoli, se non per l'adesione ai canoni stilistici del tempo. Le più antiche, diffuse a partire dal Cinquecento, fungevano da acqua-



Merano, Deutscher Soldatenfriedhof im städtischen Friedhof.

Bestattungsform ist heute gemäß geltender Ordnung über das Leichen- und Bestattungswesen nicht mehr erlaubt, da diese ausschließlich die Erdbestattung, die Beisetzung in Grabnischen und die Feuerbestattung vorsieht.<sup>2</sup> Letztere wird nicht mehr ausschließlich aus einer laizistischen Grundhaltung heraus gewählt, denn das von der katholischen Kirche vor Jahrtausenden aus theologischen Gründen erlassene Verbot der Feuerbestattung wurde während des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgehoben.<sup>2</sup> Die Asche der Verstorbenen kann auch an privaten Orten außerhalb des Friedhofs aufbewahrt werden oder in der Natur bzw. in einem eigenen Bereich im Friedhofsareal verstreut werden. Jeder Friedhof muss außerdem über weitere Einrichtungen für Bestattungsdienstleistungen verfügen, darunter eine oder mehrere „Kapellen“ für Abschiedsrituale und verschiedene Trauerfeiern, je nach religiösen Vorgaben, und ein in die Erde eingelassenes Ossarium mit einem Zugang von oben zur Aufbewahrung exhumierter Gebeine.<sup>4</sup>

Früher befanden sich die Beinhäuser in unmittelbarer Nähe der Kirchen oder am Friedhofseingang und wa-

ren mitunter auch ausgeschmückt, vor allem an den Innenwänden, wo die Gebeine der Toten in einer sakralen Dimension sorgfältig aufgereiht und ausgestellt waren. Diese Stätten dienten als gemeinschaftliches *memento mori*, als mahnende Erinnerung an die eigene Sterblichkeit, und stellten eine greifbare Verbindung zur Herkunft eines jeden Menschen her; die Menschen konnten sich dort zugehörig fühlen, sammeln und gleichzeitig Ermutigung und Trost in schwierigen Lebensphasen finden. Trost und inneren Frieden vermittelt auch die Ästhetik der Friedhöfe, geprägt durch die hervorragenden Werke der besten einheimischen Architekten, Bildhauer und Maler, insbesondere der letzten beiden Jahrhunderte – ein unschätzbarer Bestand an Grabkunst und -architektur. Ein Parcours der Erinnerung, von Glauben und Schönheit durchdrungen, der auch den alljährlichen Besuch der Gräber unserer Angehörigen zum römisch-katholischen Allerseelentag am 2. November mit dem Ritual der Gräbersegnung, an dem die Menschen an den Gräbern beten, Kerzen anzünden und Blumen – traditionell Chrysanthemen – niederlegen, eindrucksvoll gestaltet. Der sakrale Charakter der Bestattungsplätze bleibt auch in der



Merano, Cimitero comunale, sezione ebraica.

santiere poste in corrispondenza degli estremi delle file delle sepolture, per poi divenire, lungo il Seicento e Settecento, parti integranti della tomba dei facoltosi. Mentre le croci sono dipinte, iscritte e incluse in cornici di volute virtuosistiche, le acquasantiere sono un più anonimo elemento della tomba, garantendo entrambe, anche nelle recenti lavorazioni, un effetto di uniformità di sicura emozione. Oltre che nei piccoli campisanti semplici e suggestivi intorno a chiese e cappelle, le croci in ferro battuto compaiono anche nei cimiteri più strutturati, quelli “geometrici”, con le arcate perimetrali che comprendono i monumenti e le cappelle funebri delle famiglie notabili e circondano le tombe a fila più modeste all’interno dei campi, in genere inquadrate dai camminamenti che li dividono perpendicolarmente. Tali arcate sembrano modellate su quelle dei chiostri medievali ancora splendidamente conservati in Sudtirolo, antiche sedi di sepolture privilegiate oggi non più consentite, in osservanza del vigente Regolamento di polizia mortuaria che prevede unicamente l’inumazione in terra, la tumulazione in loculo e la cremazione.<sup>2</sup> Quest’ultima, non rappresenta più solo una scelta laica, essendo stata riammessa dalla Chiesa cattolica del

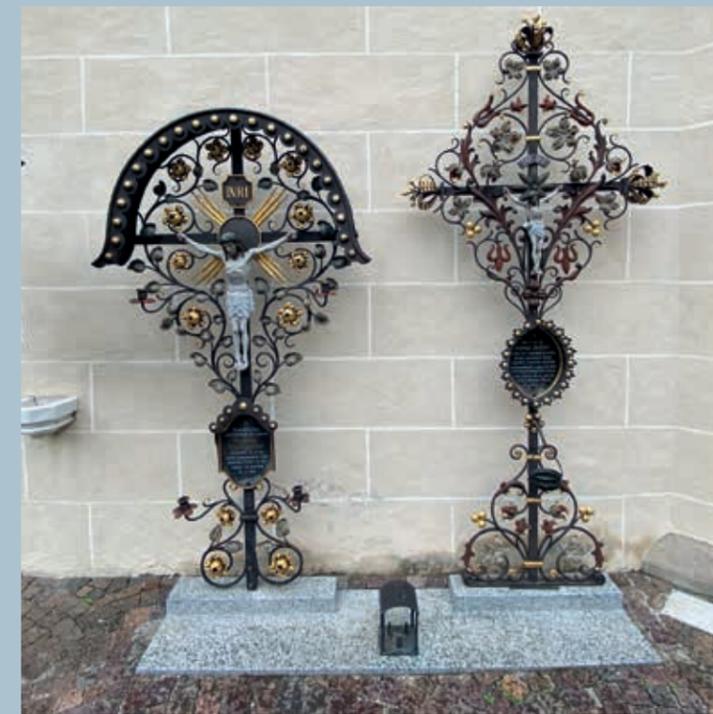
Concilio Vaticano II dopo la proibizione millenaria per motivi teologici.<sup>3</sup> Le ceneri dei defunti possono essere raccolte in urne conservate anche in ambienti privati al di fuori del cimitero oppure disperse, sia nella natura e sia nei cinerari cimiteriali appositamente allestiti. Ogni cimitero deve essere dotato anche di ulteriori componenti per i servizi mortuari, tra i quali una o più “cappelle”, funzionali ai riti di commiato e alle esigenze di culto delle esequie religiose dei defunti, e un ossario interrato con apertura dall’alto, destinato a custodire le ossa periodicamente esumate.<sup>4</sup> In passato, gli ossari, ubicati nelle immediate vicinanze delle chiese o all’ingresso dei cimiteri, assumevano talvolta decorazioni ricercate, specie sulle pareti interne dov’erano ordinatamente disposte ed esposte le ossa dei morti in una dimensione sacrale, agendo da *memento mori* comunitario e da tangibile riferimento alle origini di ognuno, davanti a cui ritrovare appartenenza, determinazione, sprone e conforto nei passaggi critici dell’esistenza. Così come consolatoria e pacificante è la percezione estetica dei cimiteri, quando compongono quell’insostituibile repertorio d’arte e architettura funerarie, specie degli ultimi due secoli, risultato mirabile dell’opera dei migliori architetti

heutigen, zunehmend säkularisierten, multiethnischen und multireligiösen Gesellschaft erhalten. Denn auch wenn die Friedhöfe heute laizistisch konzipiert bzw. verwaltet werden, haben alle Menschen – egal ob sie einer Religion angehören oder atheistisch sind – ein Recht auf Bestattung, da dies als Grundrecht der Religionsfreiheit in der Verfassung verankert ist.<sup>5</sup>

Die äußeren Zeichen, die mit den unterschiedlichen Bestattungen der verschiedenen Konfessionen verbunden sind, finden sich in den einfachen schattigen Mausoleen protestantischer Friedhöfe, in jenen mit dem nach Jerusalem ausgerichteten Davidstern auf jüdischen Friedhöfen und in den nach Mekka schauenden Grabhügeln mit dem Halbmond auf islamischen Friedhöfen. Die Friedhofsordnungen sehen besondere und getrennte Bereiche für die Bestattung der Leichen von Personen vor, die sich zu einer anderen als der katholischen Konfession bekennen.<sup>6</sup> Solche Bereiche kann die Gemeinde Antragstellenden als Eigentum oder im Rahmen einer Vereinbarung überlassen und sie sind durch eigene Vorschriften und Riten – jedoch ganz im Einklang mit den gelten italienischen Bestimmungen – gekennzeichnet. Der Islam und das traditionelle Judentum erlauben keine Feuerbestattung, sie verlangen eine Erdbestattung, verbieten die Exhumierung und legen deshalb großen Wert auf die Einrichtung gemeinsamer Begräbnisstätten für ihre Gläubigen. Dies wird vom Staat im Abkommen mit der Union der jüdischen Gemeinden<sup>7</sup> und in den Einvernehmen mit den islamischen Gemeinden<sup>8</sup> garantiert, wobei Letztere die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers für den Schutz der religiös-kulturellen Identität und die Integration der Mehrheit der zugewanderten Bevölkerung belegen. Ein Beispiel von Respekt und Toleranz gegenüber den Verstorbenen anderer Völker und Religionen gab es bereits auf den österreichisch-ungarischen Friedhöfen, wo der interethnische und interkonfessionelle Charakter der im Ersten Weltkrieg mobilisierten k. k. Armee der Habsburger an den religiösen Symbolen der Gräber erkennbar ist; das lateinische Kreuz der Katholiken und Protestanten ist dort neben orthodoxen Kreuzen, Davidsternen und den Halbmonden muslimischer Soldaten anzutreffen. Friedhöfe dieser Art sind symbolträchtige Orte, an denen die sterblichen Überreste von Soldaten gesammelt

und aufbewahrt werden, die vorwiegend während des Ersten und Zweiten Weltkriegs auf den Schlachtfeldern gefallen sind.<sup>9</sup> An diesen Orten wird der Opfer der für ihr Land Gefallenen gedacht; sie gelten wegen ihres hohen ideellen Werts als unantastbare Denkmäler. In diesem Kontext übernahmen die Beinhäuser der italienischen Gefallenen des Ersten Weltkriegs auch die Rolle von stummen und eindrucksvollen Wächtern, die an den „heiligen Grenzen des Vaterlandes“ errichtet wurden und der ideologischen Propaganda des Faschismus dienten.<sup>10</sup> Heute sind die Denkmäler zu Ehren der Gefallenen der beiden Weltkriege Gedenkstätten, die von den tragischen historischen Ereignissen zeugen, sie baulich, figurativ, symbolisch sowie in Worten und Zahlen ausdrücken. Soldatenfriedhöfe, Gedenkstätten, Beinhäuser und Gedenksteine zeugen objektiv vom Verlust wichtiger Menschenleben in der Bevölkerung; sie sind auch weitgehend Ausdruck des Bestrebens, die Identität der Südtiroler Gesellschaft in der zweiten Nachkriegszeit wiederherzustellen, die durch die Kriegserfahrungen, die vorangegangene Annexion an Italien, den Faschismus, die Besetzung durch das nationalsozialistische Deutschland und das nachfolgende Trauma der Option gespalten war. Die Warnung vor der Brutalität, dem Unrecht und der Grausamkeit des Krieges ist auf den Kriegsdenkmälern nicht immer erkennbar, ebenso wie die Notwendigkeit einer gesellschaftlichen Versöhnung nicht immer mit der Überwindung partieller und verzerrter Sichtweisen auf die Vergangenheit zusammenfiel: So ist vielmehr die Ausblendung von Fragen der Mitverantwortung und Schuld zugunsten der Darstellung heroischer und unschuldiger Vorbildlichkeit der eigenen im Krieg gefallenen Soldaten häufig offensichtlich. Neben dem Typus des Südtiroler Kriegerdenkmals, das dazu neigt, die Erinnerung an die Gefallenen zu verherrlichen, und auf den Friedhöfen an prominenter Stelle in einem sakralen und architektonisch-ästhetisch beeindruckenden Kontext aufgestellt ist, gibt es den diskreteren Typus der Gedenktafel, die an „institutionellen“ Mauern angebracht ist; diese Tafeln sind Ausdruck der Trauer einer Gemeinschaft über den dramatischen Tod ihrer Gefallenen und tragen zur dauerhaften Erinnerung an sie bei. Gerade auf Gedenktafeln jüngerer Datums verzichtet man, abgesehen von Namens- und Datumsangaben, auf rhetorische Inschriften zum Krieg,

ti, scultori e pittori locali. Un itinerario tra memoria, fede e bellezza che può rendere maggiormente significativa la visita alle tombe dei propri cari nella ricorrenza cattolica del 2 novembre, la *Commemorazione di tutti i fedeli defunti* con il rito della benedizione dei sepolcri, su cui raccogliersi in preghiera e apporre lumini e fiori, tradizionalmente crisantemi. Questa sacralità dei luoghi sepolcrali permane anche nell'odierno contesto sociale sempre più laicizzato, multietnico e dunque multireligioso. Nei cimiteri, pur di concezione e amministrazione ormai laiche, è infatti garantita la sepoltura di ogni cittadino, sancita e tutelata dal fondamentale diritto costituzionale di libertà religiosa,<sup>5</sup> a prescindere dalla fede o dall'ateismo espressi. I segni esteriori legati alle differenti sepolture delle diverse confessioni religiose, sono individuabili nei semplici mausolei ombreggiati dei cimiteri protestanti, in quelli con la Stella di David orientati verso Gerusalemme dei cimiteri ebraici e nei tumuli con la Mezzaluna orientati verso La Mecca dei cimiteri islamici. I Piani regolatori cimiteriali prevedono “reparti speciali e separati per la sepoltura di cadaveri di persone professanti un culto diverso da quello cattolico”,<sup>6</sup> che il Comune può concedere ai richiedenti in proprietà o in affidamento tramite convenzione e che sono caratterizzati da prescrizioni e riti propri, ma nel pieno rispetto delle normative nazionali vigenti. L'Islam e l'Ebraismo tradizionale non ammettono la cremazione, richiedono la sepoltura in terra, vietano l'esumazione e attribuiscono pertanto estrema importanza all'istituzione di luoghi di sepoltura comune per i propri fedeli: essa è garantita dallo Stato nell'Intesa con l'Unione delle Comunità ebraiche<sup>7</sup> e nelle proposte di intesa con le Comunità islamiche,<sup>8</sup> significative queste ultime dell'attenzione legislativa verso la tutela dell'identità religioso-culturale e dell'integrazione della maggioranza della popolazione immigrata. Un esempio di tolleranza e di rispetto nei confronti dei morti di altri popoli e altre religioni era già riscontrabile nei cimiteri austro-ungarici, in cui il carattere interetnico e interconfessionale dell'esercito imperial-regio asburgico mobilitato nella Prima guerra mondiale è riconoscibile negli emblemi religiosi delle tombe, dove la croce latina dei cattolici e protestanti, si accosta a croci ortodosse, stelle a sei punte ebraiche e mezzelune dei soldati mussulmani. I cimiteri di questa tipologia sono luoghi di forte carica simbolica in cui si raccolgono e custodiscono ordinatamente i resti



Tirol, camposanto della Parrocchiale di San Pietro, croci sepolcrali in ferro battuto, secondo quarto del XX secolo.

dei militari caduti sui campi di battaglia principalmente durante la Prima e la Seconda guerra mondiale.<sup>9</sup> Questi luoghi commemorano il sacrificio dei caduti per il proprio Paese e si considerano monumenti inviolabili per la sacralità del valore ideale che rappresentano. Gli ossari dei caduti italiani nella Prima guerra mondiale hanno svolto qui anche il ruolo di mute e imponenti sentinelle poste ai “sacri confini della Patria”, assecondando la propaganda ideologica del Fascismo.<sup>10</sup> Nel presente, i monumenti in onore dei caduti nelle due guerre mondiali sono luoghi commemorativi che tramandano i tragici accadimenti storici, traducendoli in architetture, figure, simboli, parole e date. Cimiteri militari, sacrali, ossari, lapidi, testimoniano oggettivamente la perdita di vite importanti nella comunità; riassumono, in buona parte, anche il tentativo di ricomposizione identitaria della società sudtirolese dell'ultimo dopoguerra, divisa dalle esperienze sia del conflitto, sia della precedente annessione all'Italia fascista e occupazione da parte della Germania nazionalsocialista, sfociate nel trauma delle Opzioni. Il monito alla brutalità, all'ingiustizia e alla crudeltà belliche non è sempre ravvisabile sui monumenti di guerra, così come il bisogno di riconciliazio-

zum verherrlichten Tod der ansonsten als Helden dargestellten Soldaten sowie zu den umstrittenen patriotischen Werten des legitimen und unvermeidlichen Krieges in ideologischer Kontinuität mit jenem zur Befreiung des historischen Tirols im Jahr 1809. Auch wenn sie sich in einem säkularen Raum befinden, sind christliche Symbole auf Kriegerdenkmälern nach wie vor wirksam; das Kreuz als eindringliches Zeichen für den Tod und im Besonderen für das Leiden und Sterben Jesu Christi kommt dabei am häufigsten vor. Der Tod Jesu war notwendig, unverschuldet und erlösend, und so wird für gewöhnlich auch der Tod der Soldaten an der Front gesehen, der mit der Auferstehung und dem ewigen Leben belohnt wird. Eine ähnlich religiös geprägte Interpretation betrifft das Denkmal in Form eines Altartisches, auf dem Gefallene und Vermisste als Opfer dargestellt werden, die in Erfüllung ihrer Pflicht im Krieg ihr Leben hingegeben haben. Das wichtigste ikonografische Element der dekorativen Gestaltung dieser Denkmäler ist jedoch die Figur des Soldaten, eine Allegorie der kriegerischen Tugenden. Das Motiv des verwundeten und sterbenden Soldaten verklärt und verherrlicht den Tod im Krieg – dieser wird sakralisiert und somit als höchste Prüfung mystifiziert, zu der die Tapferen berufen sind – mit einer Reihe von aussagekräftigen Attributen wie dem Eisernen Kreuz, Helmen, Schwertern, Eichenblättern und Lorbeerkränzen als Sinnbild für Mut und Ehre der Gefallenen sowie den Feuerschalen als Sinnbild für brennende Leidenschaft und Katharsis. Diese bildhafte Sprache vermag es, Leid und Schmerz, die jeder einzelne Tod verursacht, mehr oder weniger pietätvoll zu verhüllen; sie trägt dazu bei, den Tod durch eine bewusster kollektive Aufarbeitung erfahrbar zu machen und über die Zeit hinweg in Erinnerung zu behalten.

Giovanni Novello

Übersetzung: Amt für Sprachangelegenheiten

- 1 ICOM-Satzung vom 24. August 2007, Artikel 3 Abschnitt 1 – Dekret des Ministeriums für Kulturgüter und kulturelle Tätigkeiten vom 23. Dezember 2014, 1. Abschnitt Artikel 1.
- 2 Dekret des Präsidenten der Republik vom 10. September 1990, Nr. 285 (Ordnung über das Leichen- und Bestattungswesen, 14., 15. und 16. Abschnitt Artikel 68 bis 81).
- 3 Instruktionen *Piam et constantem* vom 5. Juli 1963 und *Ad resurgendum cum Christo* vom 15. August 2016 – Kodex des kanonischen Rechts, Buch IV Teil II Titel III, Cann. 1176 bis 1185.
- 4 Dekret des Präsidenten der Republik vom 10. September 1990, Nr. 285 (Ordnung über das Leichen- und Bestattungswesen, 13. Abschnitt Artikel 67).
- 5 Artikel 8 und 19 der italienischen Verfassung.
- 6 Dekret des Präsidenten der Republik vom 10. September 1990, Nr. 285 (Ordnung über das Leichen- und Bestattungswesen, 20. Abschnitt Artikel 100).
- 7 Gesetz vom 8. März 1989, Nr. 101, Bestimmungen zur Regelung der Beziehungen zwischen dem Staat und der Union der jüdischen Gemeinden in Italien.
- 8 Der am 1. Februar 2017 unterzeichnete Nationale Pakt für einen italienischen Islam betrifft die Aufnahme von Verhandlungen mit dem Ziel, Vereinbarungen im Sinne von Artikel 8 Absatz 3 der Verfassung zu treffen.
- 9 Soldatenfriedhof von Bozen, Brixen, Bruneck, Toblach, Meran und Auer.
- 10 Beinhaus in Gossensaß, am Reschenpass und in Innichen.

#### Quellen

Stadtarchiv Bozen  
Josef Brunner, Wärter des Kirchhofs St. Peter in Dorf Tirol

#### Literaturangaben

Ariès P., Storia della morte in Occidente, Rizzoli, Mailand 1978.  
Bertolaccini L., Città e cimiteri, Kappa, Rom 2004.  
Bleeker H./Berger F., Der Soldatenfriedhof in Sankt Jakob bei Bozen, Ferrari-Auer, Bozen.  
Bontempi D., Paesaggi della memoria, UNIPR, Parma 2011.  
Canella M., Paesaggi della morte, Carocci, Rom 2010.  
Favole E., Resti di umanità, Laterza, Rom-Bari 2003.  
Felicoro M./Zanotti A., Hg., Cimiteri d'Europa, Comune di Bologna, 2004.  
Gärtner R./Rosenberger S., Kriegerdenkmäler, Österreichischer StudienVerlag, Innsbruck 1991.  
Heinz E., Die versteinerten Helden, Edition Raetia, Bozen 1995.  
Kreuzwirth H., Hg., Österreichisches Schwarzes Kreuz, Trauner, Linz 2000.  
Mangold G./Grießmair H., Usi e costumi del Südtirol, Athesia, Bozen 2001.  
Pattis E., Kirchhöfe im alpinen Raum, Athesia, Bozen 1984.  
Reimer H. H., Auch Steine können reden, Lübeck 2012.  
Severino E., Oltrepassare, Adelphi, Mailand 2007.  
Steinhaus F./Pruccoli R., Hg., Storie di ebrei, Comunità Ebraica di Merano, 2008.  
Strauß B./Mock H./Kofler Engl W./Calderan C., 100 Jahre Soldatenfriedhof Brixen-Vahrn, Weger, Brixen 2015.  
Vovelle M., La morte e l'Occidente, Laterza, Rom-Bari 1986.  
Cimiteri Friedhöfe, Ausgabe zum Thema von „Turrus Babel“, #95-05/2014, Bozen 2014.  
Sacri militari della Prima guerra mondiale, Ministero della Difesa, Hg., Rom 1980.

#### Internetquellen

www.statoechiese.it  
www.interno.gov.it  
www.senato.it  
www.ucoi.org  
www.ucei.it  
www.ucebi.it

ne sociale non è sempre coinciso con il superamento di visioni parziali e distorte del passato: la rimozione delle problematiche di corresponsabilità e di colpevolezza a favore dell'esemplarità eroica e innocente dei propri soldati morti in guerra, anzi, è spesso evidente. Accanto alla tipologia di monumenti ai caduti sudtirolesi tendenti alla mitizzazione della memoria dei combattenti, posti in posizione di rilievo nei cimiteri, inseriti in un contesto sacro e architettonico-estetico d'effetto, sussiste quella più discreta delle lapidi affisse sui muri "istituzionali", espressione del dolore di una comunità per la morte drammatica dei suoi caduti, dei quali rinnova così il ricordo. Specie in quelle più recenti, oltre ai riferimenti anagrafici e temporali, non sono riportate iscrizioni retoriche sulla guerra, né sulla morte glorificata dei soldati, altrimenti presentati come eroi, né sui valori patriottici controversi della guerra legittima e irrinunciabile, in continuità ideologica con quella di liberazione del Tirolo storico del 1809. Anche se collocati in uno spazio laico, i simboli cristiani sui monumenti ai caduti sono tuttora efficaci e sintetizzati principalmente nella croce, forte richiamo alla morte in generale e alla sofferenza e alla morte di Cristo in particolare, necessaria, incolpevole e salvifica come si è soliti intendere quella dei soldati al fronte, da ricompensare con la risurrezione e la vita eterna ultraterrena. Un'analoga interpretazione di matrice religiosa riguarda il monumento in forma di mensa d'altare, su cui presentare i caduti e i dispersi come vittime sacrificali, immolate in guerra nell'adempimento del loro dovere. Tuttavia, l'elemento iconografico primario dell'impianto decorativo di questi monumenti è la figura del milite, allegoria delle virtù marziali. Il motivo del soldato ferito e morente trasfigura e rende epica la morte in guerra, sacralizzata e quindi mistificata come la più alta prova a cui sono chiamati i valorosi, in un insieme di attributi eloquenti come la Croce di Ferro, gli elmetti, le spade, le foglie di quercia e le corone d'alloro, rimando al coraggio e all'onore dei caduti, nonché i bracieri, metafora di puro ardore e catarsi. Il ricorso a questo lessico, codificato per immagini, cela più o meno pietosamente la sofferenza e il dolore arrecati da ogni morte individuale, rendendola condivisibile e perpetuabile nel tempo attraverso una sua più consapevole rielaborazione collettiva.

Giovanni Novello

- 1 Statuto ICOM 24 agosto 2007, articolo 3, sezione 1 – Decreto ministeriale MIBAC 23 dicembre 2014, Capo 1, articolo 1.
- 2 Decreto del Presidente della Repubblica D.P.R. 10 settembre 1990, n. 285 (Regolamento di polizia mortuaria Capi XIV, XV e XVI, articoli 68-81).
- 3 Istruzioni *Piam et constantem* 5 luglio 1963 e *Ad resurgendum cum Christo* 15 agosto 2016 – Codice di Diritto Canonico, Libro IV, parte II, titolo III, canoni 1176-1185.
- 4 Decreto del Presidente della Repubblica D.P.R. 10 settembre 1990, n. 285 – Regolamento di polizia mortuaria Capo XIII, articolo 67.
- 5 Articoli 8 e 19 della Costituzione italiana.
- 6 Decreto del Presidente della Repubblica D.P.R. 10 settembre 1990, n. 285 – Regolamento di polizia mortuaria Capo XX, articolo 100.
- 7 Legge 8 marzo 1989 n. 101 "Norme per la regolazione dei rapporti tra lo Stato e l'Unione delle Comunità ebraiche italiane".
- 8 Il Patto nazionale per un Islam italiano, firmato il 1° febbraio 2017, prevede l'avvio di "negoziati volti al raggiungimento di intese ai sensi dell'art. 8, comma 3, della Costituzione".
- 9 Cimitero militare di Bolzano, Cimitero militare di Bressanone, Cimitero militare di Brunico, Cimitero militare di Dobbiaco, Cimitero militare di Merano, Cimitero militare di Ora.
- 10 Sacriario militare di Colle Isarco, Sacriario militare di Passo Resia, Sacriario militare di San Candido.

#### Crediti

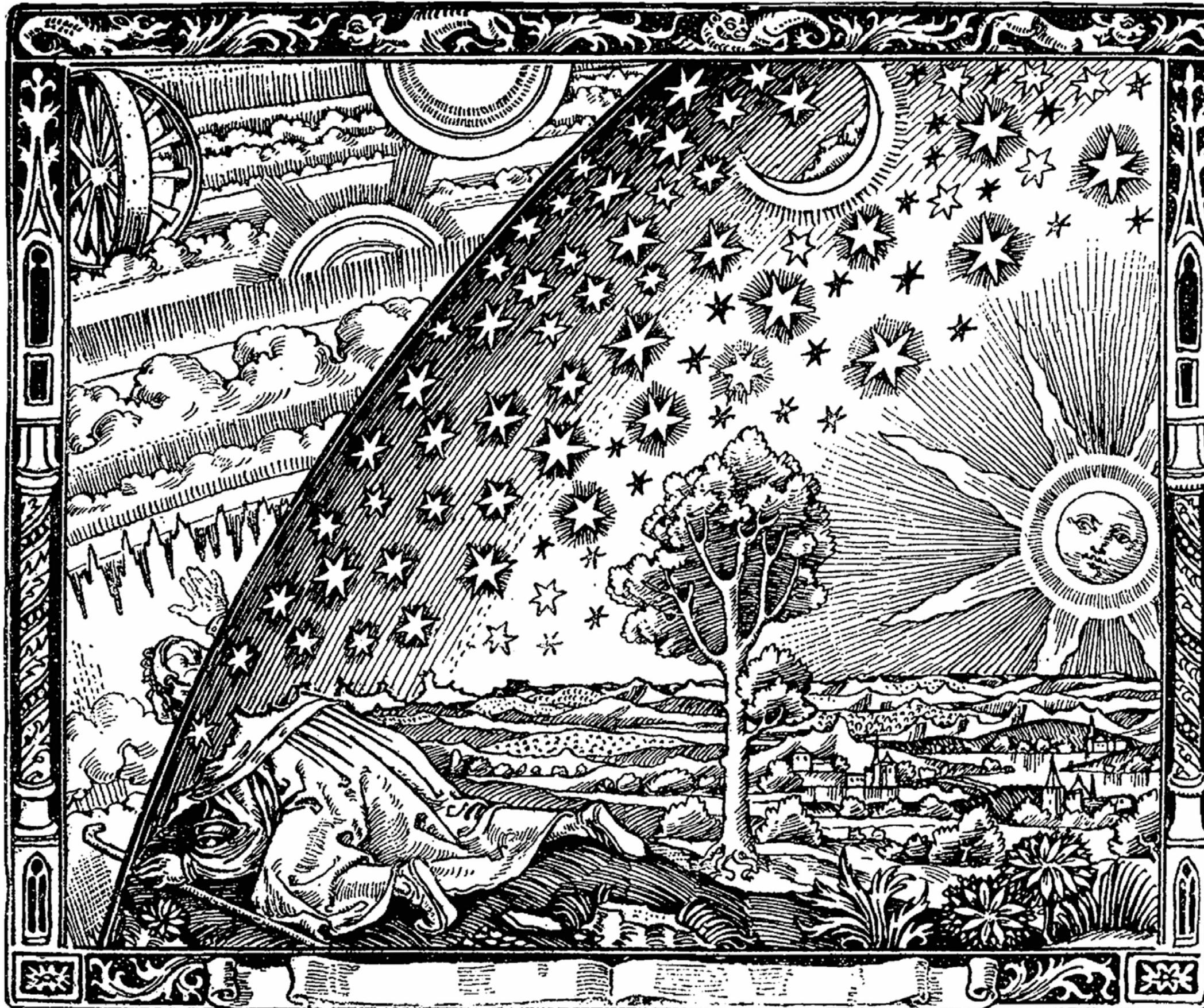
Archivio Storico Città di Bolzano  
Signor Josef Brunner, custode del camposanto di San Pietro a Tirolo

#### Bibliografia

Ariès P., Storia della morte in Occidente, Rizzoli, Milano 1978.  
Bertolaccini L., Città e cimiteri, Kappa, Roma 2004.  
Bleeker H./Berger F., Der Soldatenfriedhof in Sankt Jakob bei Bozen, Ferrari-Auer, Bozen.  
Bontempi D., Paesaggi della memoria, UNIPR, Parma 2011.  
Canella M., Paesaggi della morte, Carocci, Roma 2010.  
Favole E., Resti di umanità, Laterza, Roma-Bari 2003.  
Felicoro M./Zanotti A., a cura di, Cimiteri d'Europa, Comune di Bologna, 2004.  
Gärtner R./Rosenberger S., Kriegerdenkmäler, Österreichischer StudienVerlag, Innsbruck 1991.  
Heinz E., Die versteinerten Helden, Edition Raetia, Bozen 1995.  
Kreuzwirth H., a cura di, Österreichisches Schwarzes Kreuz, Trauner, Linz 2000.  
Mangold G./Grießmair H., Usi e costumi del Südtirol, Athesia, Bolzano 2001.  
Pattis E., Kirchhöfe im alpinen Raum, Athesia, Bolzano 1984.  
Reimer H. H., Auch Steine können reden, Lübeck 2012.  
Severino E., Oltrepassare, Adelphi, Milano 2007.  
Steinhaus F./Pruccoli R., a cura di, Storie di ebrei, Comunità Ebraica di Merano, 2008.  
Strauß B./Mock H./Kofler Engl W./Calderan C., 100 Jahre Soldatenfriedhof Brixen-Vahrn, Weger, Brixen 2015.  
Vovelle M., La morte e l'Occidente, Laterza, Roma-Bari 1986.  
Cimiteri Friedhöfe, numero monografico di "Turrus Babel", #95-05/2014, Bolzano 2014.  
Sacriari militari della Prima guerra mondiale, Ministero della Difesa, a cura di, Roma 1980.

#### Sitografia

www.statoechiese.it  
www.interno.gov.it  
www.senato.it  
www.ucoi.org  
www.ucei.it  
www.ucebi.it



Wanderer am Weltenrand. Holzstich, 1888. Das Bild eines Menschen, der den Kopf durch den Horizont in eine neue Welt steckt, wird oft als Darstellung der kopernikanischen Wende gedeutet, als sich die moderne Kosmologie Bahn brach.

Quelle: Anonym, in: Camille Flammarion, L'Atmosphère – Météorologie Populaire, Paris 1888.

## Hexen gibt es. Drachen auch.

Vom „wahren“ Kern regionaler  
Sagen und Legenden

Ist an alten Sagen etwas dran, oder geht es grundsätzlich immer nur um Aberglauben und leeres Geschwätz? Enthalten etwa Drachensagen zwar phantastische, aber durchaus handfeste Erinnerungen an wirkliche Gefahren in unwegsamem Gelände? Sind fromme Legenden nur beliebte Bildsujets für naive Votivmalereien oder stecken reale Vorfälle von subjektiv als wahr empfundenen Visionen dahinter? Ist es statthaft, im historischen Theodorich von Verona das leibhaftige Vorbild für den sagenhaften Dietrich von Berne zu ermitteln und sein Abenteuer mit dem zauberkundigen Zwergenkönig Laurin auch noch medienwirksam im Dolomitengebiet Schlern-Rosengarten zu verorten?



„Hexensabbat“, Öl auf Leinwand, Format: 210x180,  
Künstler: Tinkhauser, Johann. Quelle: Stadtmuseum Bruneck



Die Frage nach der Rückkoppelung von Sagen und Märchen, also von *fabulae*, an *historia*, d.h. an reales Geschehen, ist seit der Entdeckung von mündlichen Überlieferungen als Quellenmaterial neben der schriftgestützten Geschichtsschreibung ein ungelöstes Problem. Schriftloses Tradieren ist ein hochkomplexer Vorgang, dessen „Algebra der Kontinuität“ (Hermann Bausinger) nach wie vor nicht entschlüsselt ist, so erbittert Ethnologen und Anthropologen, Kulturhistoriker und Volkskundler auch um die rechte Länge von Kaisers Bart streiten.

So manche Sage von einer untergegangenen Stadt – vom sagenhaften Atlantis angefangen über das homerische Troja bis zum nordischen Vineta – hat der exakt forschenden Wissenschaft wichtige Hinweise für spätere archäologische Funde geliefert. Also kann auch sehr wohl hinter den schlichten Verschüttungs-Sagen, die im Alpengebiet zu Dutzenden erzählt werden, die verstörte Erinnerung an eine echte Naturkatastrophe stecken, der ein hochgelegenes Almdorf zum Opfer gefallen ist.

Die Überzeugung von der prinzipiellen historischen Verifizierbarkeit alter Vorstellungen ist ein Erbe aus der Romantik, als die Gründungsväter der Erzählforschung, die Brüder Grimm, die soeben entdeckte Zeitentiefe kulturhistorischer Prozesse unterschiedslos auf althochdeutsche Mythen, mittelalterliche Liedtexte und mündlich überlieferte Sagen und Märchen übertrugen. Als besonders folgenschwer erwies sich dabei die von Jacob Grimm postulierte Überlegung, dass die Sage „historischer“ sein könne als das „poetische“ Märchen.

Dass in alten Sagen ein historisch „wahrer“ Kern stecken kann, hat durchaus seine Richtigkeit, doch meist erzählen die hübschen Überlieferungen keine wirklichen Ereignisse, dafür jede Menge Unsinn. Dass auf dem Schlern, Südtirols „Hexenberg“, ein alter Kultplatz vermutet werden darf, das ist einigermaßen plausibel; Dass da an bestimmten Tagen das Hexenvolk auf Besen und Ofengabeln angeritten kommt, ist mit ebensolcher Plausibilität auszuschließen. Die Sagen berichten aber nicht, dass am Bild des Hexentanzes uralte, längst versunkene und nicht mehr verstandene Sakralvorstellungen haften, sondern erzählen höchst

lebendig von dämonischem Teufelsspuk. Das ist leibhaftig *gesehen* worden, und die Hexenprozesse mit all ihrem düsteren Grauen waren eine nur allzu schreckliche Wirklichkeit. Dem Weltverständnis des ausgehenden Mittelalters und der frühen Neuzeit ist die Hexe eine „Tatsache“, als geglaubte Gestalt ebenso wie als juristische Definition.

Die Erkenntnis, dass die Weltbilder selbst der Ereignishorizont sind, in dem sich die Vorstellungen der Sagen spiegeln, ist sehr jungen Datums und gehört kaum zum Allgemeinwissen. Es scheint uns so selbstverständlich, dass wir denken, wie wir eben denken, dass wir kaum je beachten, dass die Voraussetzungen dieser Art und Weise des Denkens weder naturgegeben noch unveränderlich sind, also keineswegs *objektiv*, wie wir gern glauben. Weltbilder sind Orientierungsmuster, die feste Anhaltspunkte liefern, nach denen alles Geschehen interpretiert und erklärt wird; sie stellen die großen Metaphern, die für den einzelnen mit der Realität schlechthin zusammenfallen und ohne die überhaupt keine Erkenntnis möglich ist. Vorkommnisse außerhalb dieses Weltbildes sind im wahrsten Sinn des Wortes nicht „denkbar“, sie werden gleichsam ausgeblendet und in eine dunkle, die Weltordnung selbst nicht gefährdende Ecke geschoben: je nach System etwa in die Welt der Magie, der Zauberei, des Unsinn oder heute auch gerne der „Paranormalität“.

Umbrüche und Neukonstituierung von Weltbildern – etwa von der Antike zum Mittelalter oder derzeit von der Moderne ins digitale Zeitalter – sind äußerst komplexe und krisenreiche Vorgänge. Jeder Paradigmenwechsel erzwingt den Entwurf neuer und tragfähiger Metaphern, deren Bildlogik gleichsam „Sinn erzeugen“ kann (Gottfried Boehm). Seit der Aufklärung lesen wir die Welt nach den Orientierungsmustern des wissenschaftlichen Weltbildes, d.h. nach logischen Kriterien, und das ist auch gut so. Sagen und alte Überlieferungen wurzeln aber in einer älteren Sicht auf die Welt, deren auf Analogie fußende *symbolische* Deutung allen Geschehens ein ganz anderes Bild erzeugte.

Sagen erzählten immer und ausschließlich „wahre Geschichten“, und schon gar, wenn es um so wichtige Dinge wie die Entstehung eines wundertätigen An-



Karl Felix Wolff: Dolomiten-Sagen. Sagen und Überlieferungen, Märchen und Erzählungen der ladinischen und deutschen Dolomitenbewohner. 3 Bände. Bozen: Ferrari 1925-1930. Quelle: Museum Ladin Ciastel de Tor

dachtsbildes ging, oder um die heilsame Begegnung mit einer Saligen, die Glück und Segen auf die Felder brachte. Umgekehrt war es ratsam, bei Hexenspuk wachsam zu sein. Ein Ungewitter kurz vor der Erntezeit konnte einen ganzen Landstrich dem Hunger preisgeben; da schätzte man sich glücklich, eine gute Wetterglocke auf dem Kirchturm zu wissen, und rannte der Meßner rechtzeitig zum „Wetterläuten“, dann konnte das böse Spiel der Hexen abgewendet werden. So hat man sich das im Dorf immer erzählt, und viele alte Leute konnten es bestätigen; warum sollten diese Geschichten nicht wahr sein? Natürlich sind sie wahr.

Darum geht es: Sagen sind nicht *wirklich*, doch dafür sind sie wahr. Allerdings meint ihre Wahrheit etwas ganz anderes an der uns heute vertraute Begriff. Es geht nicht um historisch verifizierbare Tatsachen, dafür

aber um nicht minder spannende Zeugnisse eines historisch anders gepolten Weltbildes. Sagen berichten nicht von dem, was geschehen ist, sondern von dem, was gesehen worden ist, sie zeichnen *Bilder*.

Die Bilder der Sage wurzeln aber, wie schon gesagt, in einem anderen Bezugssystem, sie illustrieren keine *Vergleiche*, sondern entwerfen ihrerseits *Gleichnisse*, d.h. ihre Metaphorik arbeitet nicht mit *mimetischen*, also erzählerischen, vergleichenden und verifizierbaren Mitteln, sondern mit *ikonischen* Gegenentwürfen, die allein der Stimmigkeit des Bildes unterworfen sind. Die Sage beschreibt keine Allegorien, sondern setzt Symbole, und der Bildhaftigkeit des Symbols ist eben mit Deutung nicht beizukommen, weil das Symbol nichts darstellt, d.h. nicht *für etwas* steht, sondern im Gegenteil mit seinem Sinn restlos zusammenfällt. Das Symbol weckt nicht die Frage nach äußerer Form und innerem Sinn, sondern projiziert die völlige Gleichsetzung von beidem und evoziert damit eine Vorstellung, deren Bildkraft Form und Inhalt in eins setzt. Das Ergebnis ist eine in sich ganz real verwirklichte Idee, ein Gedanke, eine ursprünglich abstrakte Vorstellung, die im wahrsten Sinn des Wortes „Form annimmt“, zum Bild wird, zur als wahr empfundenen Imagination.

Einige Beispiel von typischen Sagen, die im ganzen Land bekannt sind, seien kurz im Licht dieser anthropologischen Konstante erwähnt: „Stadt Tanneneh / weh dir weh! / Es schneiet Schnee / und apert nimmermeh“ (I.V. Zingerle, 1891, S. 368), heißt es in der geradezu idealtypischen Untergangssage aus dem oberen Vinschgau. Dieses Wandermotiv ist in unzähligen Varianten im gesamten Alpenraum anzutreffen: Einst war da ein guter Ort (Stadt, Alm etc.), dann kam es zu einem bösen Frevel und ein göttliches Strafgericht (Vergletscherung, Vermurung, Überflutung, Überwucherung mit Gestrüpp etc.) vernichtete das blühende Land. Die Blaupause für dieses *Bild* liefert die biblische Geschichte vom Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies. Eingebettet in diesen Referenzrahmen, der für ganz Europa Jahrhunderte lang das gültige Weltbild stellte, können einzelne Details überliefert werden, die auf viel ältere Kulturschichten zurückgehen: Die Entstehung des Marmolada-Gletschers sieht etwa „Maria Schnee“, die *Madonna della Neve*, in der

Rolle der zürnenden Gottheit; noch rätselhafter ist die Figur der *Sontga Margriata*, die im alten Margaretenlied aus dem rätoromanischen Graubünden besungen wird. Ihr segensreiches Wirken erlischt, als ihre Zeit um ist, und ihr Scheiden überantwortet die einst fruchtbaren Almen am Fuß des Kunkelspasses der öden Verkarstung. Hinter diesen numinosen Frauengestalten ist unschwer die Vorstellung alter Vegetationsgeister zu erkennen, die im vorchristlichen Weltbild weiblich imaginiert waren. Auch die ganze Schar der Saligen Fräulein, der ladinischen *Ganes* oder der slowenischen *Rojenice* gehen auf dieses alte Erbe zurück.

Etwas schwieriger ist der „wahre“ Kern von Sagen zu entschlüsseln, bei denen archetypische Bildmotive mit historischen Ereignissen oder Persönlichkeiten verschmolzen werden. So widerfuhr der Ikone des heiligen Georg und/oder Michael (Kampf mit dem Drachen) im ladinischsprachigen Gadertal eine bemerkenswerte Umdeutung als *Gran Bracun*, vulgo Ritter Franz Wilhelm Prack zu Asch (um 1550-1582). Allherhand Heldentaten wurden dieser legendären Figur im Fadenkreuz zwischen *historia* und *fabula* angedichtet, darunter die Erlegung eines furchtbaren Drachen, der die Gegend um den Kreuzkofel in Angst und Schrecken versetzt hatte. Das Gerippe des Untiers soll noch lange sichtbar gewesen sein.

Nun, was immer der wackere Ritter da erlegt haben mag, ein Drache war es wohl kaum. Aber darum geht es der Sage nicht; wichtig ist allein die Anverwandlung des Unheimlichen an vertraute Inhalte, und da ist der einheimische „wahre“ Herr zu Asch allemal besser geeignet als eine fromme Legende. Ein Seitenblick zum Heilig-Kreuz-Hospiz, einer vielbesuchten Pilgerstätte ganz in der Nähe, legt zudem einen ganz anderen kulturhistorischen Zusammenhang nahe: Drachen stehen in der christlichen Ikonographie für Tod und Teufel, für das Böse schlechthin, nicht selten für *horror vacui*, das numinose Grauen, das selbst vom Kreuzzeichen nur mit Mühe gebannt werden kann. Mit welchen Mächten geriet der *Gran Bracun*, stellvertretend für die einheimische Bevölkerung, da also wirklich aneinander?

Noch vertrackter wird das Puzzlespiel um Bild und Text, wenn in die Überlieferung zudem Klitterungen

unterschiedlicher Provenienz hineingetragen werden, woraus wieder ganz neue und kaum noch deutbare Bilder entstehen. Vom Kampf zwischen Dietrich von Berne und dem zauberkundigen Zwergenkönig Laurin erzählt ein mittelhochdeutsches Lied, das in der alten Grafschaft Tirol ungemein bekannt und beliebt gewesen sein muss. Vom späten Mittelalter bis ins frühe 19. Jahrhundert war auch völlig klar, wo das Spektakel zu verorten war, nämlich „*ze Tirol in dem tanne*“ (Laurin D, Vers 304). Keinem Menschen wäre es eingefallen, den Ort anderswo zu vermuten als eben in der Nähe von Schloss Tirol, der namengebenden Dynastenburg. Laurins herrlicher Rosengarten kam bei der ritterlichen Balgerei schwer zu Schaden, und nach der Niederlage des Zwergenkönigs ist von dem Garten auch nicht weiter die Rede. Soviel zur Erzählung von Laurin und dem „Kleinen Rosengarten“ (um 1250).

Aus einer ganz anderen Ecke, und zwar aus dem Gebiet des unteren Fassatales rund um den Hauptort Vigo/*Vich*, stammt eine völlig eigenständige Erzählung von einem wundersamen Rosengarten, dessen leuchtende Pracht infolge einer Verwünschung nur kurz zu sehen ist, als wehmütige Erinnerung an vergangene Zeiten, doch auch als Trost und Hoffnung auf eine bessere Welt. Nur bei Sonnenuntergang sind die verzauberten Rosen zu sehen, wenn „die Sonne blüht“ (*canche fioresc / soreie*), wie es in Fassa heißt. Diese ätiologische Sage erklärt mit einem stimmigen *Bild* das Phänomen des Alpenglühens, das an den hellen Felswänden der Dolomiten besonders intensiv erstrahlt. In den ladinischen Tälern wusste die Überlieferung jedoch nichts von Dietrich und Laurin, und selbst die große Bergkette, die in der deutschsprachigen Welt als „Rosengarten“ bekannt ist, hat im Ladinischen einen oder auch mehrere andere Namen, *Vael* sagt man da, oder auch *Ciadenac*.

Wann und wie und wo haben sich denn dann mittelhochdeutsche Märendichtung und ladinische Sagen-tradition getroffen? – Das ist eine lange Geschichte, und die verschlungenen Wege, die Laurins Rosen gingen, ehe sie im „Gartl“ endlich anwurzeln, sind geradezu ein Lehrstück über den „wahren“ Kern regionaler Sagen. Es war Karl Felix Wolff, der Autor der *Dolomiten-sagen*, der in den ersten Jahren des 20. Jahr-

hunderts die beiden Überlieferungsstränge verkreuzte und der mittelhochdeutschen Erzählung das ladinische Ende vom Lied hinzufügte, Laurins abschließenden Bannfluch, „den das Heldenbuch nicht kennt“. Er schuf damit die wohl berühmteste Sage Südtirols, philologisch gesehen eine Kunstsage, *ikonisch* aber ein Meisterwerk.

## Ulrike Kindl

### Literaturangaben

- Herrmann Bausinger/Wolfgang Brückner, *Kontinuität? Geschichtlichkeit und Daer als volkskundliches Problem*, Berlin 1969.
- Gottfried Boehm, *Wie Bilder Sinn erzeugen: die Macht des Zeigens*, Berlin 2008.
- Christian Caminada, *Die verzauberten Täler. Die urgeschichtlichen Kulte und Bräuche im alten Rätien* [1961], Disentis 1992.
- Hans Haid, *Mythen der Alpen: Von Saligen, Weißen Frauen und Heiligen Bergen*, Wien 2006.
- Joachim Heinze, *Überlieferungsgeschichte als Literaturgeschichte. Zur Textentwicklung des Laurin*, in: *Deutsche Heldenepik in Tirol. König Laurin und Dietrich von Bern in der Dichtung des Mittelalters*, Athesia, Bozen, 1979, 172-191.
- Georg Holz (Hrsg.), *Laurin und der kleine Rosengarten*, Halle a.d.S., 1897.
- Ina-Maria Greverus, *Neues Zeitalter oder verkehrte Welt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie*, Darmstadt 1990.
- Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsche Sagen* [1816-1818], Stuttgart 1986.
- Ulrike Kindl, *Märe – Sage – Marketing. König Laurins Rosengarten zwischen mittelhochdeutscher Spielmannsdichtung und ladinischer Sagentradition*, in: *Ladinia XXXIX*, 2015, 145-180.
- Elisabeth Lienert et al. (Hrsg.), *Laurin*, 2 Teilbände (Texte und Studien zur mittelhochdeutschen Heldenepik 6/I und 6/II), De Gruyter, Berlin-Boston, 2011.
- Oskar Pausch, Alfred Roller und Ladinien. Mit einem Exkurs Alfred Roller und Gustav Mahler in Südtirol, Istitut Ladin „Micurà de Rü“, 2005.
- Leander Petzoldt, *Einführung in die Sagenforschung*, Konstanz 2001.
- Hansjörg Rabanser, *Hexenwahn. Schicksale und Hintergründe: die Tiroler Hexenprozesse*, Haymon, Innsbruck 2006.
- Ignaz Vinzenz Zingerle, *Sagen aus Tirol*, Innsbruck 1891/2. Aufl. ID, König Laurin und sein Rosengarten, Innsbruck 1850.
- Karl Felix Wolff, *Dolomiten-sagen* [1913-], Athesia, Bozen 2019. ID, *Monographie der Dolomitenstraße*, Moser, Bozen 1908.



Schamaninnen (im Hintergrund die 3 Bethen).  
Foto: Ursula Beiler

## Kultplätze in Tirol

Viele, alte Kultplätze in Tirol haben eines gemeinsam. Ihr Kennzeichen war Wasser (Quelle), Baum und Stein. Diese Kraftplätze waren „Heilige Orte“, Naturtempel unter freiem Himmel. Hier wurde Naturverehrung im Jahreszeitenrhythmus gefeiert, der Kreislauf von Geburt, Leben, Tod und Wiedergeburt. Auch die AhnInnenverehrung spielte eine große Rolle. Viele Kultplätze haben sich bis heute erhalten und stehen in Verbindung zu den „3 Bethen“, welche ich als Beispiel für die Naturverehrung unserer AhnInnen in Wort und Bild anhand der Bethengruppe aufzeige.

Die Weiberfasnacht in Imst gibt es seit 2013. Die Bethengruppe will alte traditionelle Tiroler Kulte wieder aufleben lassen. Das immaterielle Kulturerbe der Göttin wird dadurch wiederbelebt; sozusagen eine Renaissance, eine Rückbesinnung oder Rekodierung der alten Kulte und Werte.

Exkurs: Die Weiberfasnacht in Imst findet jährlich am Unsinnigen Donnerstag statt. Das 1. Jahr 2013 war unsere Gruppe noch sehr klein, wir waren nur zu dritt und gingen als SALIGE in Flora- und Fauna Kostümen im Umzug mit. Unser Anliegen war Alttiroler Kulte der weiblichen Spiritualität in die Öffentlichkeit zu tragen. Das 2. Jahr 2014 waren schon viele Salige dabei, deshalb erweiterten wir die Gruppe mit den 3 Bethen. 2015 kamen dann die Kreislerinnen dazu und 2016 die Schamaninnen und das Totenpaar. Später kam noch die Holla dazu.

*Die Anfänge: Weiberfasnacht in Imst in Tirol mit der drei Bethengruppe: Fotos, Aktion und Text von Ursula Beiler*

Die 3 Bethen sind die Hüterinnen des unvergänglichen Lebens, sie werden auch als die drei Ewigen verehrt und sind Symbol für das sich ständig erneuernde Leben. In ihrer kosmischen Dreigestalt sind sie



Weiberfasnacht 2016, 3 Bethen Gruppe. Foto: Ursula Beiler

AMBETH–die Erde, BORBETH–die SONNE und WILBETH–der MOND. Alle drei zusammen werden auch EINBETH–die All-Eine genannt.

Die drei Bethen wurden in Nord - und Südtirol verehrt. Sie waren die Hüterinnen der Quellen und Bäume, der Erde und der kosmischen Gesetze. Sie sind heute noch in so mancher Kirche gegenwärtig, zum Beispiel in Nordtirol in Obsauers bei Schönwies und in Südtirol in Meransen, wo bis heute ihnen zu Ehren noch Flur-

prozessionen stattfinden und zu ihnen gebetet wird. (Das Wort Gebet und Bitten, zum Beispiel um eine gute Ernte oder Gesundheit, steht im Zusammenhang mit den drei Bethen).

### Die kosmische GÖTTIN in ihrer Dreigestalt

Da sich die Tiroler ihre dreifaltige GÖTTIN nicht so einfach nehmen ließen wurden die Bethen im Laufe der Zeit christianisiert und als die Heiligen drei Madln wei-

tertradiert. Sie bekamen christliche Namen; dazu gibt es einen altbekannten Merkspruch: „Margaretha mit dem Wurm (Erde), Barbara mit dem Turm (Sonne) und Katharina mit dem Radl (Mond); das sind die Heiligen drei Madln“. Wir können sie auch mit den Heiligen drei Königinnen in Verbindung bringen und sie die „Heiligen drei Königinnen“ nennen. Denn sie tragen immer eine Krone auf dem Kopf und meistens eine Kugel und Zepfer oder Zweig in der Hand. Das C+M+B, das als magisches Schutzzeichen am 6. Januar auf unsere Haus-



Schamaninnen 2017. Fotos: Ursula Beiler

türen geschrieben wird sind auch ihre Anfangsbuchstaben und könnten ursprünglich von den 3 Bethen stammen. Der Stern von Bethlehem erinnert auch sehr stark an den Morgen- und Abendstern der Göttin Venus und ebenso der Ortsname Bethlehem verweist direkt auf die Bethen. Auf diese Zusammenhänge hat besonders die Tiroler Volkskundlerin Erni Kutter verwiesen.

### DREIFRAUKULT

Die dreigestaltige Göttin wurde weltweit in vielen Kulturen mit den jeweilig spezifischen Eigennamen des Landes verehrt, als Einheit und als Dreiheit: die drei Nornen, die drei Matronen mit ihren kosmischen Hauben, die drei Bethen auch als Einbeth, die Anna Selb-

dritt, die drei Marien. Sehr interessant auch die „Alla“ die kosmische Allgöttin, die in ihrer Dreigestalt bekannt war als Allat, Annat und All Uzza. Diese Namen sind hochinteressant in Bezug zum Islam und wenig erforscht. Sie verweisen auf die kosmische Allgöttinmutter, auf unsere Milchstrassen-Galaxie, (Lat bzw. Gala = Milch, Anna = Mutter) Auch die Göttin KYBELE (Kübele bzw. Kessel) steht in Zusammenhang mit der Kaba. Die Kybele Mai (Maria) ist auch eine Figur beim traditionellen Imster Schemenlauf der Männer. Sie trägt ein Kübele mit Mehlinhalt und bepinselt damit die Gesichter der Zuschauer. Hier wird wieder deutlich, dass der alte Frauenkult sich durch die Christianisierung hindurch in den Faschnachtsbräuchen erhalten konnte.



A Weiberfasnacht, Imst 2019.

### KREISLERINNEN

Das kosmische Geschehen wird von den Kreislerinnen als planetarer Welttanz nachvollzogen. Das Rad dreht sich unaufhörlich. Die Nacht folgt dem Tag, das Leben dem Tod, Einatmen/Ausatmen, alles dreht sich, nichts steht still: Ein kosmischer Reigen, Ekstase, Starlove!!! (im Gegensatz zu Starwar). In den Tiroler Volkstänzen dreht sich die Frau in ihrem kreisrunden Trachtenplisserock; sie kreiselt während der Mann Schuhplattl. Im arabischen Raum ist der mystische Suffitanz bis heute in erster Linie den Männern vorbehalten, ein trügerisches Zeichen der Aneignung? Die Schamanin ist Stellvertreterin der Göttin. Der Kelch, der Heilige Gral ist ihr Symbol, Wasser ihr Element. Sie ist für die Rituale und Segnungen zuständig. In alten Zeiten hat sie als Hohepriesterin

mit dem neuen König die Heilige Hochzeit rituell vollzogen. Eine überlieferte Version davon erzählt, dass das Paar ekstatisch so lange gekreiselt hat bis beide in Trance zu Boden vielen, sich umarmten und vereinten.

### TOTENPAARL

Das Totenpaar in der Tracht und der Totentanz haben auch alte Tiroler Tradition: Ihn kennen wir als Sensenmann mit der Sense. Sie als Schnitterin mit der Mondsichel und weiteren Attributen wie Ähre oder Brotkorb, Wassergefäß und Himmelschlüssel. Das alles sind Aspekte von unserer Landesheiligen Nothburga. Ihre Attribute Brot und Wasser erinnern uns an die Wandlung bei der Hl. Messe.



Hollo Holla 2019. Fotos: Ursula Beiler

### SALIGEN

Die SALIGEN sind die Beschützerinnen der Natur. Sie sind bis heute in vielen Tiroler Sagen lebendig geblieben. Ihr Symbol (Tier) ist die Gämse und der Baum. Wo sie sich aufhalten ist die Natur im Gleichgewicht, sie unterstützen die Pflege der Alpen im Sinne von KULTUR (pflegen und hegen). Wer sie achtet und schätzt lebt mit ihnen in Hülle und Fülle, wer sie hintergeht hat mit negativen Konsequenzen zu rechnen. Viele Sagen erzählen von den Auswirkungen ihrer Vertreibung am Beginn des Patriarchats. Zum Beispiel das berühmte Margarethenlied.

### HOLLA 2019

HOLLA ist die alteuropäische weiße Göttin. Ihr Name bedeutet: die Helle, die Weiße, die Strahlende, die Glänzende. Sie ist die Kristallene in Salz und Schnee. Überall in der Welt grüßen sich die Menschen mit HALLO, OLLA, HELLO, was bedeutet das. Wenn wir Hallo sagen, begrüßen wir die Holla/ Holle, die Große Weiße Göttin. Denn HALLO und HOLLA gehen etymologisch auf denselben Wortstamm zurück. Das Hollari-Hollaro-Jodeln und der Ausdruck für Freude Halleluja haben ihren Ursprung ebenfalls in diesem Wortumfeld. Auch viele Ortsnamen wie Hall, Hallstatt, Hallein, Halle, Hollabrunn, wo das weiße, kristallklare Salz gefunden wurde, erinnern an die glänzende Holla.

Im Frau Holle Märchen der Gebrüder Grimm ist sie die Schneefrau. Frau Holle trug je nach regionaler oder saisonaler Verehrung viele weitere Namen. Holda oder Hulda hieß sie in ihrer Gestalt als Liebesgöttin, und davon abgeleitet hießen ihre Priesterinnen die Holden. In Bayern und dem Alpenraum war Frau Holle bekannt unter dem Namen Berchta/Berta oder Percht/Perchta (althochdeutsch perahrt = leuchtend, glänzend, hell). Ihre Priesterinnen waren die Saligen.

„HALLO HOLLA“ erinnert an die in der Vergangenheit allerorts verehrte weiße Göttin des Lichts.

Ursula Beiler

Totenpaarl 2016.



## Das Kreuz mit den Grenzen

Zur Kulturgeschichte von Marksteinen und Zäunen.



Zäune trennen und vereinen (Hund und Lamas).  
Alle Fotos: Christoph Gufler

„Festungen für Gartenzwerge. Westwall für Dackel und Maulwürfe“ – so werden die Zäune und Gartenmauern in „Grün kaputt. Landschaft und Gärten der Deutschen“ bezeichnet. Obwohl das Buch bereits 1983 erschienen ist, hat es leider bis heute nichts von seiner Aktualität eingebüßt. Solche aus Kunststoff, Beton, Metall oder bis zur Unkenntlichkeit behandeltem Holz angefertigten Abgrenzungen sind auch bei uns keine Seltenheit. Im Gegenteil: Der Wunsch, oder soll man besser sagen, die Manie, sich einzumauern, nimmt auch hierzulande immer mehr zu. Warum das so ist, das wäre ein Thema für Psychologie und Psychiatrie. Auch für die Soziologie. Früher gab es Zäune nur um Weiden und Küchengärten. Mauern hatten die Funktion, das darüber liegende Gelände zu stützen. Oder sie dienten dazu, die Bewohnerinnen und Bewohner der Burgen und Städte im Kriegsfall zu schützen. Um Eigentumsgrenzen zu markieren, genügten im Boden eingelassene Marksteine, die im Landschaftsbild nicht in Erscheinung traten. Dabei war Eigentum in alten Zeiten weit weniger durch Gesetze und Ordnungskräfte geschützt als heutzutage. Die folgenden Ausführungen sollen einen Einblick gewähren, wie unsere Vorfahren Grenzen setzten.

### „Item, wer ein Marchstein verrückt“

Auskunft darüber geben uns die „dörflichen Recht(e)“, die bis ins Mittelalter zurückreichen. Sie wurden lange Zeit nur mündlich überliefert, erst ab dem 14. Jahrhundert hielt man sie schriftlich fest. So entstanden die sogenannten Weistümer bzw. Dorfbücher, die für fast jede (Süd-)Tiroler Gemeinde überliefert sind. Darin ist regelmäßig auch von Zäunen und Marksteinen die Rede. So heißt es im Weistum der „Gmain“ Kaltern: *„Item, wer ain Zaun machet bei dem gemain Weg, der soll ihn setzen auf seinem Teil, und wo darin ain Markstain steht, dem soll er weichen (ausstellen) und nicht überzäunen.“* Was zu tun war, wenn sich jemand nicht an die Grundstücksgrenzen hielt, das sagt uns der Völlaner Dorfbrief von 1473: *„Wann ainer den andern yberfer in sein Marchen, Marchstain oder sonst yber Gemerch, der soll zu dem Dorfmaister geen. Da soll der Dorfmaister die Gmain darzue pieten lassen. Wie dann der Dorfmaister mit der Gmain richt und macht, dabei soll es bleiben.“* Auch in Salern und Vahrn empfiehlt das Weistum aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, die Nachbarn beizuziehen: *„Item, wer ain Marchstain verrückt, soll nach dem Nachbar schicken, und sollen sie den Marchstain wider setzen.“* Dass es nicht immer gelang, unerlaubte Grenzverschiebungen zu korrigie-

ren, belegen die zahlreichen Sagen von „Marksteinruckern“, die nach ihrem Ableben als Gespenster mit dem Grenzstein auf dem Rücken durch die nächtlichen Fluren streifen müssen. Um das Pflanzen von Bäumen geht es im Dorfbuch von Niedermais: *„Wer Köst- oder Nuss- oder andere Paum setzt, die den Weingärten oder Frühwiesen die Morgen- oder Mittagsonne nehmen, oder die Wasserkehrn beschweren“,* der muss diese Bäume auf Anordnung des Dorfmeisters entfernen. Immer wieder verweisen die Dorfbücher auf die Pflicht, die Weide mit Zäunen einzufangen. Dazu heißt es in der Dorfordnung von Flirsch: *„Was die Herstellung und Aufrechthaltung der Zäune anbelangt, so hat solche alle Fruhjahr der Dorfmeister auf der Sonnenseite, der Dorfvoigt auf der Schattenseite genau zu untersuchen, ob solche gegen das überbringen des Viehes hinlänglich gesichert, oder sonst keine Lücken vorhanden sind. Bei vorkommenden Gebrechen ist der Eigenthümer das erstemahl zur Herstellung in Güte zu ermahnen, das zweitemahl aber wird der Zaun auf Kosten des Eigenthümers von der Gemeinde hergestellt.“* Wie zu verfahren war, wenn jemand sein Vieh nicht im Zaum hielt, das erfahren wir auch aus der Gemeindeordnung von Reschen: *„Die Dorfmaister, Gewalthaber und Saltner haben besonders wachsame Auge zu tragen, daß das Vieh nicht etwa in Äcker und Wiesen komt, und sollte hin und wieder Vieh in die Güter kommen, so ist solches heraus und in den Pfandstall zu treiben, der Eigenthümer aber, der das Vieh so schädlich herumlaufen laßt, für jedes Stück mit einer Pfandung alsogleich zu belegen und zum Ersatz des Schadens, den das Vieh allenfalls im Gut verursacht hat, nach Erkenntniß der Geschwornen und eines Dorfmaister zu Schadensersatz zu verhalten.“*

### „Als Wasser rinnt und Kugl walgt“

Mit Grenzsteinen markiert wurden auch die „Konfinen“ der Gerichte. Die Gerichte bildeten von der Mitte des 13. bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts kleinräumige Verwaltungsbezirke, die für die Rechtspflege, die Einhebung der landesfürstlichen Steuern, im Kriegsfall für die Einberufung der wehrfähigen Männer und für alle Belange der öffentlichen Ordnung und Sicherheit zuständig waren. In der gefürsteten Grafschaft Tirol gab es 135 solcher Gerichtssprengel, von denen 50



H(ans) G(raf) v(on) S(chlandersberg) markiert 1733 seine Besitzgrenze in Galsau.

Alter Weg in Kortsch.



im heutigen Bundesland Tirol, 17 im Vinschgau und Burggrafenamt, 40 in Bozen, Überetsch, Unterland und Eisacktal sowie 28 im Pustertal lagen. Der jeweilige Gerichtspfleger bzw. Richter stellte als verlängerter Arm des Landesfürsten und der Landesregierung die oberste Autorität in seinem Amtsbezirk dar. Die meisten Gerichte übten die sogenannte niedere Gerichtsbarkeit aus. Diese bestand in der Ahndung von Vergehen, auf die nicht die Todesstrafe bestand, sowie in der Urteilsfindung in bürgerlichen Streitsachen und Notariatsdiensten. Die Urteile wurden von Geschworenen gefällt, zu denen Bauern und Bürger des Gebietes ernannt wurden. Schwere Verbrecher mussten an die Hochgerichte von Meran, Bozen und Innsbruck überstellt werden. Darauf bezieht sich der Passus, „daselb die Totschläger die Freiheit empfangen im Gericht Ulten“, in der hier in Auszügen wiedergegebenen Beschreibung der Grenzen des Gerichtes Stein unter Lebenberg, das Teile von Lana und Völlan, das äußere Ultental sowie die heutigen Gemeinden Tschermers und Marling umfasste. Diese Grenzbeschreibung lässt klar erkennen, dass die Grenzen der Gerichte oft entlang von Flüssen und Seitenbächen gezogen wurden. So bildete z. B. die Etsch von der Töll abwärts stets die Gerichts- und Gemeindegrenzen. Hingegen stellten Jöcher und Wasserscheiden meistens keine Grenze dar. Auch in der nachstehenden Grenzbeschreibung des Gerichtes Stein unter Lebenberg von 1592 führt die Grenzlinie über das Vigiljoch bis nach Forst ins Etschtal hinunter: „Als erstlichen vom Langenstein ober Nals in mitten der Landstraße nach Lana, der zwerch nach auf ob dem Schloss Leonburg zwischen dem Götzfriedhof und Steinmann (Hof) durch eine steinerne Wand ins Völlaner Tal, herunter zu dem Brünner (Hof), in der Schlucht ob des Plateider Hofes her auf die Landstraße (von Völlan) nach Lana bis zum Steinbogen an der Metzgbank am Gries (Oberlana), dann hinauf auf den Nordwald, hinab ins Höllental, vom Höllental mittagswärts bis zu einem Steinbogen zu Ausserhof, daselb die Totschläger die Freiheit empfangen im Gericht Ulten, dem Grad nach Nördersseiten gegen den Guggenberg hinauf auf das Joch über den Gäbichboden, von dannen hinein über Sankt Vigilienjoch, dem Joch nach als Wasser rinnt und Kugl walgt herabwärts in das Tal und Bach, so zunächst des Marchbaches herabrinnt, und ober dem Moserhof

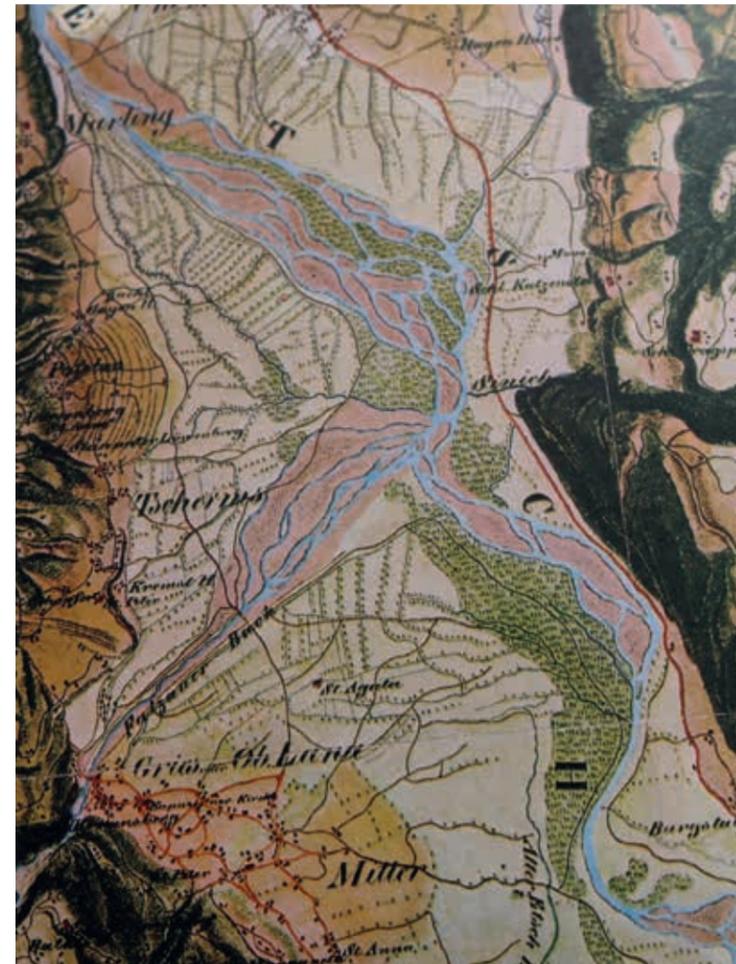


Gericht Stein unter Lebenberg, Landkarte von J. de Spergs von 1759.

hinab gegen Schloss Forst, der grad nach ab in die Etsch, folgend der Etsch nach bis zur Marlinger Bruggen zum March zwischen Meran und Marling, weiter der Etsch nach bis wieder neben dem erstbemelten Langen Stein.“

### „Kriegau und Stehlau“

Obwohl dadurch die Gerichtsgrenzen genau festgelegt waren, kam es immer wieder zu Streitigkeiten zwischen den Nachbargemeinden. Besonders häufig traf dies auf das Etschtal zu. Die mit einem Kreuz und den Initialen des jeweiligen Gemeindepfluges gekennzeichneten Grenz- und Marksteine wurden regelmäßig übermurt und mussten deshalb ständig durch neue ersetzt werden. Doch wo sollte man diese hinstellen,



Das Etschtal zwischen Marling und Burgstall. Französische Landaufnahme von 1816 bis 1821.

wenn die Etsch das Gelände mittlerweile meterhoch aufgefüllt und damit die alten Grenzpunkte unkenntlich gemacht hatte? 1596 ist von strittigen Grenzen zwischen den Gerichten und Gemeinden Gargazon und Burgstall die Rede. 1635 erfolgt eine Grenzberichtigung zwischen Gargazon und Oberlana in der unteren Örtlau. 1685 vergleichen sich die Gemeinden Gargazon und Vilpian über ihre Anteile an dem „Wiesfeld“, genannt „Sack“ und „Tschahaun“, und legen die Grenzen ihrer Allmende (Gemeinschaftsbesitz der Dorfgemeinschaft) fest. Bereits 1436 und 1452 wurden zwischen den Gemeinden Mais und Vill/Lana „Ausmarkungen“ vorgenommen. 1589/90 und 1610 kam es zu neuerlichen Vermessungen zwischen diesen beiden Gemeinden. 1612 erfolgt in Auftrag des Landesfürsten eine umfassende Erhebung zum Streit zwischen Ober-

und Untermais und Lana. Wie aus diesem Schriftstück hervorgeht, änderten die Falschauer und die Etsch immer wieder ihren Lauf. So wird berichtet, dass die Etsch nach der großen Überschwemmung von 1567 „gleim“ beim Förstlerhof zu Füßen des Sinichberges verbeifloss. Erst seit ungefähr 15 Jahren fließe die Etsch zwischen der Krieg- und Stehlau. Damals sei die Etsch durch den Ausbruch des Passeirer Sees hinüber auf die Tschermser Seite „geworfen“ worden. 1867 ist im Villener Dorfbuch vermerkt, dass in der Stehlau der Gemeinde Mais das Recht des Holzbezuges zusteht, und zwar aufgrund der Entscheidung einer landesfürstlichen Kommission vom 7. März 1750 und des folgenden Vergleichs vom 2. Juni 1752. Die Flurnamen Kriegau und Stehlau für die Talsohle zwischen Lana, Ober- und Untermais und Burgstall haben wohl in diesen Grenzkämpfen zwischen den Anrainergemeinden ihren Ursprung. Endgültig beigelegt wurden diese Auseinandersetzungen erst mit der Etschregulierung zwischen 1870 und 1880. An die Grenzstreitigkeiten erinnert ein zwei Meter hoher Sandstein mit der Jahreszahl 1690, der sich heute im Südtiroler Obstbaumuseum in Niederlana befindet. Dieses seltene Steindenkmal wurde Anfang der 1970er-Jahre bei Aushubarbeiten in der Industriezone Lana im Mündungsgebiet der Falschauer in die Etsch in acht Meter Tiefe entdeckt.

### „Schädliche Firpauung der Etsch“

Zu jahrhundertelangen Grenzstreitigkeiten führten auch die sogenannten Etschvorbauten, Dämme aus Holz, Erde und Steinen, mit denen man das eigene Gebiet vor Überschwemmungen bewahren wollte. Jede Gemeinde befürchtete, der Nachbar würde damit die Fluten der Etsch auf ihre Güter lenken. 1480 befiehlt der Landeshauptmann Gaudenz von Matsch dem Kellner von Tirol (landesfürstlichen Beamten), „darob ze sein, damit die Gargazaner die von Brandis an der Etsch nit überpauen“. 1573 wird den Untertanen von Burgstall und Gargazon zugestanden, aus der im landesfürstlichen Besitz befindlichen Herrschaftsau in Burgstall „etlich Stämm Erl (Erlen)“ für die Archen (Schutzdämme) schlagen zu dürfen. Inzwischen hatten die Lananer ihre Schutzbauten so weit verbessert, dass die Etsch nicht mehr in ihrem alten Bett, sondern durch die Burgstaller Au floss. Nun wurden die Lana-



Grenzstein zwischen Lana und Mais aus dem Jahre 1690, daneben heute gebräuchliche Grenzsteine.



Grenzsteine wurden und werden mit einem Kreuz gekennzeichnet. Markstein bei Grissian.

ner 1574 aufgefordert, ihre Schutzbauten „in grundt hinweckh zu brechen, auf das die Etsch wider in iren alten Runst sich begeben möge“. Um solche Situationen zu vermeiden, ordnete die Regierung in Innsbruck an, dass die Ufergemeinden ihre Schutzbauten zur gleichen Zeit, zu gleichen Teilen und bei geringem Wasserstand vornehmen sollen, damit „das khain Thail gegen den anderen überarcht“. Dennoch flammten die Streitigkeiten 1577 neu auf. Wieder wurde eine Kommission eingesetzt, deren Tätigkeit sich schwierig gestaltete, da etliche Kommissare Verhandlungstermine wegen angeblicher „Leibsschwachheit“ platzen ließen, andere sich schlichtweg weigerten, daran teilzunehmen. 1692 wurden vonseiten der Burgstaller und Gargazoner Gemeindeführer neuerdings heftige Vorwürfe gegen die Gerichtsleute von Lana erhoben und eine „zurugg Ziehung der Wöhren“ verlangt. 1737 waren es die Lananer, die sich über Etschvorbauten auf der Burgstaller und Gargazoner Seite beklagten. So heißt es im Mitterlananer Dorfbuch von 1749: „Weil die Interessenten zu Burgstall sich gewalttätig unterfangen, in der Gemainschaft Mitter Lanna zugehörigen Stuckhau an der Etsch, das Holz zu schlagen, hat man resoliert (beschlossen) die Etsch in der Kröde (Gerade) zu bringen, wie es von alters gewesen.“ 1756 erreichte

Kaspar Ignaz Graf Trapp als „Schlichtungskommissär“ einen Kompromiss, wonach Marksteine zu setzen sind, die jede Gemeinde beim Bau von Etschdämmen zu respektieren hatte. Jedes Jahr sollte am St.-Veits-Tag (15. Juni) ein gemeinsamer Lokalausweis erfolgen. Da nach den drei wasserreichen Jahren 1773 bis 1775 die Niederlananer Gründe ständig unter Wasser standen und sogar der Weg nach Nals unterbrochen war, brachen die Niederlananer nachts die Gargazoner Archen auf einer Länge von 40 Klaftern (75 m) ab. Sie rechtfertigten dieses widerrechtliche Vorgehen in einem Schreiben an das Gubernium (Regierung) dadurch, dass sie „propter periculum urgens“ (aus einer dringenden Notlage heraus) gehandelt hätten: „Da die tentierte Güte bey Gargazon keinen Verfang genommen, wäre den Interessenten von Niederlana bey anwachsenden Gewässer von der Etsch“ keine andere Wahl geblieben.

### Eine folgenreiche Vermessung

Neben dem Markstein von 1690 steht im Südtiroler Obstbaumuseum in Niederlana eine weitere Sandsteinstele, auf der in schönen Majuskeln die Inschrift „Vermessen durch Ignatz Joseph Edlen v. Teng k. K.

Comißär MDCCCXVI“ eingemeißelt ist. Seitlich sind die Buchstaben T NL und NL zu sehen. Dieser Stein befand sich ursprünglich in den Niederlananer Auen. Er diente als Grenzstein zwischen den Gemeinden Niederlana und Tisens, worauf sich die Abkürzungen NL und T beziehen. Die immer wieder von den Überschwemmungen der nicht verbauten Etsch überfluteten Möser und Auwälder wurden als Viehweide und zum Bezug von Streu und Holz genutzt. Das in den

Etschauen gemähte Stroh (Streu, Streib) war hochgeschätzt. 1835 schreibt der Lananer Landrichter dazu: „Die Streumöser liefern außer dem eigenen Bedarf (der Lananer) auch noch für die Gemeinden Ober- und Untermais einen Teil der benötigten Streu zum Preis von 1 Gulden pro Zentner (ca. 56 kg), was als gute Einnahmequelle bewertet wird.“ Um 1880 war eine Tagmahd (ca. 1.800 m<sup>2</sup>) Streumoos 600 Gulden wert, dieselbe Fläche Türk-Acker nur 400 Gulden. Das ist auch der Grund, warum sich die Gemeinden Lana, Burgstall, Gargazon, Nals, Andrian, Terlan und Eppan vehement gegen die von der Landesregierung geplante Etschregulierung aussprachen. „Das Austreten der Etsch von Lana bis Sigmundskron hat für die Vegetation der Wiesen, Maisfelder und besonders der Streumöser die günstigsten Folgen und verleiht der Etsch den Charakter eines Niles im Kleinen“, schreiben die Kommunen nach Innsbruck. Damals waren die seit dem Mittelalter in Gemeinschaftsbesitz befindlichen Etschauen bereits seit Langem in privates Eigentum übergegangen. Die Grundflächen wurden parzelliert und den einzelnen Gemeindeberechtigten als ihr Besitz zugewiesen. Nach jahrzehntelangen Verhandlungen gelang es, diese Grundaufteilung durchzuführen, wobei die Gemeinden Tisens und Naraun 50 Hektar und die Rateiser 20 Hektar zugewiesen bekamen. Letztere beiden Gemeinden im Mittelgebirge von Tisens und Völlan verfügten seit dem Mittelalter über ausgedehnte Weidrechte im Etschtal. Die verbleibenden ca. 180 Hektar wurden unter den 51 Niederlananer Gemeindeberechtigten aufgeteilt. Vorher hatte der k. u. k. Kommissär Ignaz Joseph von Teng die erforderlichen Vermessungen durchführen müssen. Anscheinend hat er es gut gemacht, sonst würde sein Name wohl kaum auf dem Grenzstein verewigt worden sein. Dieser setzte den Schlusspunkt hinter die lang andauernden Grenzstreitigkeiten zwischen den benachbarten Gemeinden. Zugleich markiert er den Beginn einer neuen Epoche, die aus Streumösern und Auwäldern den heutigen „Obstgarten Südtirols“ entstehen ließ.

Grenzstein von 1816 im Obstbaumuseum.



Christoph Gufler



Lithografie von Ötz. Foto: Archiv Johann Zauner

## Alles Mueller, oder was?

**M**an sagt, es sei eine Gegenbewegung gewesen. Wie bei einem Pendel habe sich, je mehr auf der einen Seite die Globalisierung vorangeschritten war, gleichzeitig auch die Besinnung auf die Gedächtniskultur auf der anderen Seite aufgeschaukelt. Das brachte das Trachtenwesen in Schwung, Traditionsvereine erlebten einen enormen Zulauf – und so manches mehr. Nicht zuletzt besann man sich wieder auf die eigene Mundart. Doch: Wie ehrlich und stringent ist diese Berufung auf die alten Werte?

Wir leben unbestritten in interessanten Zeiten. Wem aber immer noch langweilig sein sollte, dem sei die vergleichende Kultur-Betrachtungsweise ans Herz gelegt. Ein Quell purer Freude! Zu schauen, wie die mitunter mit Inbrunst zur Schau gestellte Heimatliebe halt manchmal doch nur auf tönernen Füßen ruht, das kann durchaus erheiternd sein. Und erhellend sowieso. Im Ötztal und natürlich auch anderswo. Vom Erstgenannten gibt es Folgendes zu berichten.

Vor einigen Jahren hat eine namentlich nicht genannte Gemeindeführung, die hier durch diese Anonymität nicht an den Pranger gestellt werden soll, die Änderung der amtlichen Schreibweise von „Ötz“ auf „Oetz“ in die Wege geleitet. Übrigens trotz der Warnung der Experten des Tiroler Landesarchivs, die da gemeint hatten: „Die vorübergehend sinnstörende Schreibung ‚Oetz‘ bürgerte sich erst zum Ende des 18. Jhdts. ein und besteht entgegen zahlreicher Expertengutachten noch immer.“<sup>i</sup> Das hätte durchaus ein Argument sein können.

Unsere Dorfpolitiker zeigten sich davon freilich unbeeindruckt. Sie verschwendeten auch nicht unnötig viel Zeit: Die Beratung und Abstimmung dauerte, inklusive intensiver Nachdenkphase, gerade einmal drei Minuten. Dann war der jahrhundertealte Name Geschichte. Das Land Tirol hatte vorher aufmerksam gemacht: Sie, also die Vorderötztaler, würden „Ötz“ falsch schreiben, weil auf den ans Land gesandten Papieren immer „Oetz“ stehen würde. Diese infame Unterstellung, man wüsste nicht, wie man die eigene Gemeinde zu schreiben habe, hatten die Verantwortlichen nicht auf sich sitzen lassen. Ein Federstrich, hinweg mit der Tradition! und damit meinte man, aus dem Schneider zu sein.

Die Geschichte geht aber noch weiter, denn zur Begründung legte der Bürgermeister gegenüber der Presse die Begründung nach, der Ortsname O-etz käme ohnehin von „*ā-etzn*“ und nicht einfach vom bekannten *etzn*.<sup>ii</sup>

### Tradition der Fehlerkultur

Es ist schon interessant zu beobachten, mit welchem Eifer manchmal Irrtümer der Vergangenheit lieber be-

harrlich fortgesetzt werden, als sich diese irgendwann einmal einzugestehen. Denn darauf angesprochen, ob man die Entscheidung der Namensänderung nicht doch noch einmal überdenken wolle, da sie möglicherweise gravierende Auswirkungen haben könnte, rechtfertigte sich der Gemeindecapo damit, er sei überzeugt: „Die Umlaute sind in zehn Jahren Geschichte!“

Auch das wird unterhaltsam zu beobachten sein – immerhin bleiben bis dahin ja noch zwei Jahre Zeit –, wann endlich auch deutsche Millionenstädte der selbstbewussten Ankündigung eines alpinen Dorfkaisers folgen und ebenfalls kurzerhand die Umlaute abschaffen. Derart könnte unser heimischer Visionär, der bei sich im Nachhinein leider draufkommen musste, dass so eine Namensänderung zwar teuer ist, aber bei bestimmten Institutionen wie dem doch nicht ganz so unbedeutenden Grundbuch nicht durchgeführt werden kann, wieder mit sich im Reinen sein, wenn plötzlich Muenchner, Nuernberger und Wuerzburger zu uns ins Oetztal kommen – natürlich übers Allgaeu, vielleicht mit Zwischenstopp in Fuessen. Aber Bad Toelz ginge natürlich auch. Alles Mueller, oder was?

„Muenchen, Nuernberg, Wuerzburg“.

Deutsche Städte: Wikipedia by Martinvl – Own work, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=50061425>. Foto: Bernhard Stecher



### Familienbande vs. Wahrheitsgehalt

Besonders bizarr wird es aber freilich, wenn mit den Namensirrunge Familienehren verquickt werden, wie dies in einem ganz ähnlich gelagerten Fall deutlich zu erkennen ist.

Die Eckpunkte, die sich wie eine Dorfposse lesen, in aller Kürze: 1963 wird vom Ötzer Volksschuldirektor die *Oetztaler Talkunde* herausgegeben. Darin transportiert er die irrige Meinung, Ötz sei 1166 erstmals urkundlich erwähnt worden. Darüber hinaus habe die Schreibweise „Ez“ gelautet, so gibt er an. Kann passieren.

Allerdings hatte unter anderem bereits Dr. Valentin Falkner 1947, also 15 Jahre vorher, in seinem Werk *Mein schönes Ötzta*<sup>iii</sup> darauf hingewiesen, dass die angebliche 1966er Urkunde eindeutig gefälscht sei. Obwohl auch Anfang der 1960er bereits in den *Schlern-Schriften* davon zu lesen ist. Trotzdem wird in Ötz, als Mitte der 1990er Jahre ein Name für den Gemeindegemeinschaftsaal gesucht wird, ausgerechnet „Ez“ zum Sieger eines Wettbewerbes erklärt.

Wer der Urheber der „Ez“-Idee ist?

Das wird doch wohl nicht der Sohn des Oetztaler Talkunde-Autors von 1963 sein?

Doch.

Und wer hat aus den Einsendungen zum Namensfindungswettbewerb ausgesucht?

Das wird doch wohl nicht der damals amtierende Bürgermeister sein.

Doch.

Es ist gaaaanz zufällig der Schwager des Einsenders – und damit der Schwiegersohn des 1963-Autors.



Der alte Name Ötz ist beim Verschwinden. Dafür tauchen vermehrt „Traditionsbegriffe“ wie Tyrolian Wakeboard Masters oder Bike Republic auf. Foto: Ötztal Tourismus



Dies dokumentiert: In Ötz wird lieber, um die eigene Familie hochzuhalten, wissentlich *Krautfalsches* weiter transportiert und anderen brühwarm aufs Auge gedrückt, als einen Fehler einzugestehen. Familienbande ist demnach stärker und wichtiger als Wissenschaft und bildet wie selbstverständlich auch bar jeder Reflektion die Grundlage der Deutungshoheit über die eigene Dorf-Geschichte. Und deshalb wird auch aktuell noch an dem widersinnigen „Ez“ festgehalten. Auf Teufel komm raus. Selbst, wenn dieser Ausdruck nachweislich aus einer gefälschten Urkunde stammt. Selbst wenn er von einem lateinischen Satz kommt. Und selbst wenn Latein kein „tz“ kennt und die Sache, wenn schon, „Etz“ heißen müsste.

Natürlich ist auch das nachträgliche Einfügen von einem „t“, etwa in die Fassadenbeschriftung des Gemeindegemeinschaftsaales, offensichtlich zu viel verlangt. Es würde nämlich dokumentieren, dass sich jemand aus der Familie einmal geirrt hat. Ganz egal, wenn dies auch schon mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegt. Aber „Etz“ statt dem unseligen „Ez“, das kommt unseren Machern unter keinen Umständen in Frage.

### Die Humoreske der Tragik

Wahrscheinlich kann man solch einer Ignoranz nur mehr mit Satire begegnen. Und so juckt einen eigentlich, einen Antrag an das Ötzer Kommunalparlament um Umbenennung der Gemeinde in زتو zu stellen.

Die Begründung: Weil die bei der Benennung des Gemeindegemeinschaftsaales verwendete Sprache Latein eine tote ist, sollte man beim Ort selbst wenigstens eine lebendige verwenden. Wie Arabisch.

Aber eigentlich braucht es diese satirische Spitze gar nicht. Denn der Ötzer Bürgermeister nimmt sich in seiner Eigenschaft als Aufsichtsratsvorsitzender der Bergbahnen ohnehin selbst auf die Schaufel. Hat er doch unlängst auch die Schreibweise „Hochöetz“ initiiert, also eine mit „ö“ und „e“. Das lässt tief blicken.

Ein bereits betagter Bekannter des Autors fasst Derartiges oder Ähnliches immer in einem treffenden Satz zusammen. „Wichtig ist nur“, so meint er, „dass sie am Sonntag in der Tracht zur Kommunion springen. Am liebsten noch mit weißen Handschuhen.“ Dem ist wenig bis eigentlich gar nichts hinzuzufügen.

Bernhard Stecher

i Sebastian Hölzl, Die Gemeindearchive des Bezirkes Imst, S. 236

ii Vgl. [www.tt.com/artikel/8255474/schritt-zurueck-und-aus-oetz-wird-oetz-abger](http://www.tt.com/artikel/8255474/schritt-zurueck-und-aus-oetz-wird-oetz-abger). Jänner 2022

iii Dr. V. Falkner, Mein schönes Ötztal, S. 58



Neustift, Barocker Stiftsgarten mit Piszinum von 1667/68. Foto: Klaus Hackl

# Am Anfang war ein Garten.

## Gärten und Parkanlagen als kulturelle Praxis.

### Der Garten ein Abbild des Paradieses

Als die Menschen ihre Unschuld verloren, wurden sie aus dem Paradiesgarten vertrieben, erkannten sich selbst und begannen ihre Umwelt zu gestalten. Sie rangen der Wüste oder der wilden Natur in harter Arbeit ein Stück Land ab, friedeten es ein und versuchten unermüdlich, die Wildnis zu überwinden und durch die ordnende Gestaltung mit Materialien und Elementen aus der Natur ein Abbild des verlorenen Paradieses zu schaffen.

Nicht allein in der christlichen Religion und Kultur steht der Garten als Metapher für das von Gott geschaffene Paradies. Sie ist seit den biblischen und persischen

über die Gärten des Mittelalters und der Neuzeit bis zu den Schrebergärten der Gegenwart präsent. In vielen Schöpfungsgeschichten wird der Mensch in ein, von einer göttlichen Macht gestaltetes blühendes Land geboren. Die Genesis schildert Gott als Gärtner, der im Paradiesgarten um den Baum der Erkenntnis in der Mitte einen Obstgarten pflanzte, durch den vier Hauptarme eines Wasserstromes zur Bewässerung flossen. Der Garten Eden wurde im Griechischen zum „Paradeisos“, im Persischen zum umfriedeten Bereich.

Abgrenzung und Gestaltung sind die Grundkonstanten jedes Gartens, mag er noch so natürlich wirken. Hinter

Zäunen, Mauern und Hecken entstand die Keimzelle jeder Kultur als idealisiertes Abbild der Natur; eine Welt zwischen der Natur und der Kultur. Dort wachsen Nutzpflanzen und Zierpflanzen, die in der freien Natur nicht überleben würden, entstehen Ordnungen, die ohne menschliches Zutun nicht möglich wären und sich ohne Pflege nicht halten könnten. Der Urgarten, die Hängenden Gärten von Babylon, die Gärten der Antike, die orientalischen Gärten, der Hortus conclusus als immanentes Bildmotiv des Mittelalters, die geometrischen Anlagen der Renaissance und des Barock, der Englische Landschaftsgarten, die Stadtparks und Promenaden, die Künstlergärten und nicht weniger die Klostergärten, Bauerngärten, Hausgärten und das Phänomen des „Urban Gardening“ in den heutigen Städten erzählen gleichermaßen vom Verhältnis des Menschen zur Natur, von seinen Sehnsüchten und Wunschvorstellungen. Auch die Friedhöfe der westlichen Kulturen als letzte Ruhegärten tun dies. Sozioökonomische Bedingungen, Macht- und Herrschaftsansprüche, Gesellschaftsordnungen, ästhetische, religiöse Vorstellungen und Moden bestimmen die unterschiedlichen formalen Ausprägungen von Gärten und Parkanlagen. Die Geschichte der Gartenkultur erzählt nicht nur in den weltbekannten Anlagen, sondern auch in kleinen Maßstäben davon.

### Zur Zierde und zum Nutzen

Im Garten vereinen sich Nutzen und Zierde; ob im einfachen Bauern- oder Hausgarten, in den fürstlichen Anlagen mit Blumen-, Kräuter- und Wurzgarten, Orangerie für die Zitrusfrüchte und Pomarium mit verschiedensten Obstsorten, im Klostergarten oder in den Promenaden und Grünanlagen der Städte, wo neben den botanischen Raritäten und Schönheiten die gesundheitsfördernde Komponente der Bewegung an der frischen Luft, die Ruhe, das Verweilen und Innehalten die Nutzfunktion übernimmt. Bereits Plinius (61–113 n. Chr.) und Albertus Magnus (1206/07–1280) erwähnen die Bedeutung der frischen Luft in Gärten, um der Beengtheit, Dunkelheit und Feuchtigkeit der Wohnstätten zu entkommen.

Reine Zier- oder Ornamentgärten sind ein junges Phänomen und meistens im Verband mit Nutzgärten zu finden. Selbst in den barocken Gartenanlagen von

Versailles hatte der Nutzgarten (Potager du Roi) eine wichtige Funktion. Die Versorgung der königlichen und fürstlichen Höfe mit Gemüse und frischen Früchten und deren Darbietung auf der Tafel war nicht von geringerer Bedeutung als die repräsentativen geometrisch gestalteten Gartenparterres oder die aufwendigen Wasserspiele.

Kloster-, Bauern- und Hausgärten konzentrieren sich zwar vorwiegend auf Ertrag und Verwendung, ohne jedoch auf den „Gesichts- und Geruchssinn“, wie von Albertus Magnus 1256/57 in seinem siebenteiligen Gartenbuch „De vegetabilis“ (Über die Gewächse) beschrieben, zu verzichten. Grasflächen, Kräuter- und Gemüsebeete, Blumen und schattenspendende Obstbäume mit köstlichen Früchten stehen im Verband und sind Teil sowohl des Nutzgartens als des höfischen Lustgartens. Letzterer hat sich, angeregt durch die maurischen Gärten in Spanien und jene des Vorderen Orients, zum Ort der heiteren Geselligkeit, des Spiels und der Erholung entwickelt. Rose, Lilie, Akelei, Iris und Veilchen sind in heutigen Gärten nicht weniger beliebt als im Mittelalter und gesellen sich zu den schon um 840 im „Hortulus“ des Reichenauer Mönchs und Abtes Walahfrid Strabo angeführten Heilkräuter- und Gewürzpflanzen wie Salbei, Minze, Raute, Wermut, Schafgarbe, Fenchel, Kerbel, Liebstöckel, Sellerie, Heilziest und Meerrettich.

Eingezäunte oder ummauerte Bauern- und Klostergärten bewahren in Pflanzung und Gestaltung, ergänzt um Sorten der Neuzeit und der Gegenwart, heute noch das mittelalterliche Erbe. Methoden der Verfrühung durch Frühbeete mit ausgemusterten Fenstern, Gewächsglocken, kleinen Gewächshäusern, Vliesabdeckungen und Spalierpflanzungen empfindlicher Kernobstbäume an den warmen Südwänden der Häuser sind häufig Resultat der Kreativität der Gärtnerinnen und Gärtner und nicht allein der Baumärkte.

Die Pflanzengemeinschaft von Gemüse, Salaten, Kräutern, Beerenobst und Blumen wird auf selbstverständliche Art und Weise auch in Hausgärten weitergeführt. Die Selbstversorger-Gärten der Bozner Semiruralhäuser der 1930er-Jahre waren nach demselben Prinzip angelegt. Sie sollten die zugewanderten Arbeiter-



Gärten der Semirurale Häuser in Bozen, 1930er Jahre. Foto: Stadtarchiv Bozen, Fotografischer Bestand IFACP

familien versorgen und durch den Kontakt mit der Erde einen gesunden Ausgleich zur Industriearbeit schaffen. Die heutige Nutzung eines der Gartengrundstücke neben dem Semirurali-Museum als multikultureller Gemeinschaftsgarten des Vereins Donne Nissà ist gleichsam eine zeitgenössische Fortsetzung der Sozialisation, Beheimatung und Selbstversorgung im Garten.

Wasser ist für die Anlage, Bepflanzung und Pflege jedes Gartens von elementarer Bedeutung; ohne Wasser kein Garten. Vor der Schaffung eines Gartens wurde häufig um die Wasserrechte gerungen; so im Vorfeld der Anlage des neuen Gartens des Chorherrenstiftes Neustift (Vahrn) samt Pavillon für die Fischtröge (Piszinum) und den kühlen Aufenthalt der Stiftsgemeinschaft im Jahre 1667/68. Die Stiftsannalen berichten vom Piszinum als „Mensch wie Fisch gleichermaßen zur Recreation dienend“ gedacht.

Ein einfacher Brunnen in der Mitte und von ihm in alle Himmelsrichtungen ausgehende Bewässerungskanäle

waren formgebend für die kreuzförmig angelegten persischen Gärten. Der mittelalterliche Hortus Conclusus, die Residenz- und Klostersgärten sowie die toskanischen und römischen Villengärten der Renaissance folgten über die Zeiten hinweg dieser gleichermaßen zweckmäßigen wie symbolischen Gliederung. In den Klostersgärten von Marienberg in einfacher funktionaler Form und im Renaissancegarten des Fürstbischofs von Brixen mit kostbarem Bronzebrunnen ist sie gleichermaßen bestimmend.

In die Barockgärten wird Wasser in aufsteigenden Fontänen, herabfallenden Kaskaden und Wasserscherzen integriert; ein Spiel der technischen Machbarkeit um die Natur zu überwinden. Heute ist Wasser auch in unseren Gegenden kostbar geworden. Es fehlt bereits in so manchem historischen Park, und Überlegungen zu Pflanzungen mit geringerem Bewässerungsbedarf werden angestellt. In neuen und historischen Gartenanlagen wird die Bepflanzung zunehmend auch nach dem Wasserverbrauch ausgerichtet.



Kloster Marienberg in Burgeis, Küchengärten mit vier Beeten und zentralem Brunnen. Foto: Waltraud Kofler Engl

### GartenLandschaften

Die Entdeckung und ästhetische Anerkennung der Kulturlandschaft und der Natur in der frühen Neuzeit und verstärkt im 18. Jahrhundert hat die Konzeption des Gartens geöffnet, trennende Mauern und Zäune zumindest für große Parkanlagen einstürzen lassen.

Die Renaissancepaläste und Gärten bezogen zunächst lediglich die Sicht in die Landschaft als Element der Architektur- und Gartenausrichtung mit ein, blieben jedoch innerhalb des Garten bei streng geometrischen Parterres, Brunnenanlagen, Treppen und Wegachsen, die die Unterordnung der Natur manifestierten. Im Barock weitet sich der Blick darüber hinaus in eine perspektivisch geometrische, symmetrische Unendlichkeit. Erst im englischen Landschaftsgarten wurde der Garten zu einem begehbaren Raum, der sich so gab, als wäre er Natur, in Wirklichkeit jedoch eine künstlich geschaffene Ideallandschaft war. Das mythische Arkadien, die griechisch-römische Kulturgeschichte und die Sehnsucht danach waren der Bezugsrahmen.

Die persönliche Identifikation der Gestalter und Bauherren, der Künstler und Besucher mit dem Garten nahm mit der Romantik zu. „Wer mich ganz kennenlernen will, muss meinen Garten kennen. Wer in meinen Garten schaut, schaut in mein Herz“, schrieb Fürst Hermann von Pückler (1785–1871), Schöpfer der Landschaftsparks von Bad Muskau und Schloss Branitz und Verfasser der „Andeutungen zur Landschaftsgärtnerei“.

Der Garten blieb nicht mehr allein ein Ort der Selbstversorgung, der Manifestation von Kunstsinnigkeit und botanischer Vielfalt oder des Rückzugs, sondern wurde auch zum unheimlichen, trügerischen, verwunschenem Gegenbild; ein Ort ungestillter Sehnsüchte, erotischer Phantasien, des Bösen und Abbild der menschlichen Seelenlandschaften.

Gleichzeitig setzten aufgeklärte Fürsten, Kurorte und Städte auf die landschaftliche Gestaltung der Parkanlagen und die therapeutische Wirkung von Bewe-



Carmen Müller, „Garteln an der Stadtmauer. Gemeinschaftsgarten mit künstlerischem Anspruch“, Glurns 2014.  
Foto: Carmen Müller

Gewächshaus und Marillenbaum in Villgraten, Osttirol.  
Foto: Waltraud Kofler Engl



gung und frischer Luft. Die gut erhaltenen Kurgärten und Promenaden des 19. und frühen 20. Jahrhunderts der klimatischen Kurorte Gries und Meran manifestieren die Formung der Stadtlandschaft und ihrer direkten Umgebung mit Wegen, Ruheorten, botanischen Raritäten, topografischen Besonderheiten und deren bewusst inszenierten Ausblicke in die mit Weinreben, Obstpflanzungen, Schlössern und Edelsitzen besetzte Kulturlandschaft bis in die fernen Berge. Ihr Potenzial als konsumfreies öffentlich nutzbares Grün in der Gegenwart ist ein Glücksfall. Auch die ersten öffentlichen Parkanlagen und Volksgärten orientieren sich an den landschaftlichen Gestaltungen. Die Idee der Landschaft als Idealbild im Garten verliert sich jedoch im 20. Jahrhundert zusehends. An seine Stelle treten die realen Landschaften, die immer mehr begangen werden und eine intensive wissenschaftliche und auch künstlerische Rezeption erfahren.

### KunstGartenKunst

Für die Gartengeschichte sowie die zeitgenössischen kulturellen und künstlerischen Praxen sind Gärten und Parkanlagen nahezu unerschöpfliche Themenfelder. Gärten sind neben ihrer Nutz- und Zierfunktion Orte des Rückzugs und haben als solche eine meditative therapeutische Wirkung. Sie sind Orte der Bewegung, Begegnung und haben damit gesundheitliche, soziale und gemeinschaftsbildende Bedeutung.

Sie waren – die zahllosen Varianten künstlerischer Ausstattungen zeigen dies – und sind zunehmend erneut Gegenstand künstlerischer Reflexionen, sei es in Literatur und Musik, als auch in der bildenden Kunst wie Architektur, Skulptur, Malerei, in den neuen zeitgenössischen Ausdrucksformen und auf dem weiten Feld der Dekoration.

Joseph Beuys (1921–1986) hat mit seiner 7.000-Bäume-Pflanzaktion „Stadtverwaltung statt Stadtverwaltung“ auf der Documenta 7 1982 in Kassel ein Grünraumkunstwerk geschaffen, das seine Idee der Sozialen Skulptur erlebbar und begebar macht.

Der Tiroler Künstler und KunstGärtner Lois Weinberger (1947–2020) beschäftigte sich auf der Documen-



Brixen, Herrengarten der ehem. Fürstbischöflichen Hofburg mit zentralem Bronzebrunnen, 1570er Jahre. Foto: Leo Angerer, Brixen

ta 10 1997 in Kassel und in seinem eigenen Garten als künstlerischer Feldforscher mit den Randbereichen der gewollten und ungewollten Vegetation und eröffnete damit gesellschaftlich und künstlerisch neue Denk- und Freiräume zu Natur und Garten.

Auch Gartenprojekte wie der multikulturelle Garten der Donne Nissà in Bozen oder der Gemeinschaftsgarten, den die Südtiroler Künstlerin Carmen Müller vor der Stadtmauer von Glurns anlegte, um zwei lokale Beispiele zu nennen, haben neben dem Gestaltungswillen einen engagierten sozialen Anspruch.

Die Grenze zwischen Gärten und der sich selbst überlassenen Naturlandschaft wird gerade in der gegenwärtigen Diskussion durchlässiger und die Bedeutung ökologischer Bewirtschaftungsmethoden vor dem Hintergrund des Klimawandels und Wassermangels zunehmend drängender. Gleichzeitig nimmt die Kritik an der Agrarisierung noch naturbelassener Flächen zu. Andererseits werden städtische Grünflächen als Gemeinschaftsgärten und in Urban-Gardening-Projekten für den Anbau von Nutzpflanzen verwendet. Essbare

Städte, wie Andernach am Mittelrhein, wo in der Stadt und um die Stadtmauern Gemüse und Kräuter angebaut werden, erweitern das Konzept des eingefriedeten privaten Nutzgartens grundlegend.

Welch hohen Wert Gärten und Parkanlagen in den Städten und Ortskernen, die Gemeinschaftsgärten sowie private Hausgärten für die Wohn- und Lebensqualität haben, machte die Pandemie der vergangenen Jahre deutlich; Menschen gingen nach der wochenlangen Ausgangssperre bevorzugt und zuerst in die Parkanlagen und Grünflächen.

Ob historisch oder in der Gegenwart geschaffen – Gärten haben mit ihrem Genius Loci einen Eigencharakter, der vielseitig rezipier- und nutzbar ist, und sind ein Abbild unseres Weltverständnisses.

„Der Garten ist die kleinste Parzelle der Welt und darauf ist er die Totalität der Welt.“ (Michel Foucault 1967)

Waltraud Kofler Engl



Postkarte, Tracht Brixental – Nordtirol, Original: Gretl Karasek, Innsbruck, aus der Sammlung Tiroler Volkskunstmuseum

## Die Tracht in Tirol

### Ein kurzer geschichtlicher Überblick

Bis ins 16. Jahrhundert gab es kaum Unterschiede in der Bekleidung der bäuerlichen Bevölkerung – es herrschten einfache, funktionale Formen vor. Das Materialangebot aus dem Tier- und Pflanzenreich einer Region bestimmte zum größten Teil die Stoff- und Herstellungsart der Kleidung. Die Farbgebung der Alltagskleidung bewegte sich demgemäß zwischen Weiß, Braun, Grau und Schwarz. Das Kleidungsverhalten stand in engem Zusammenhang mit der Religion sowie regionaltypischen Bräuchen und Symboliken. Die Tracht sprach innerhalb einer Gemeinschaft eine eigene Sprache. Sie gab Auskunft über die soziale Stellung, den Familienstand und persönliche Umstände, wie einen Trauerfall oder eine Hochzeit.

Doch auch die Tracht der Landbevölkerung war einem Veränderungsprozess im Wandel der Zeiten unterworfen. Es kam zur Aufnahme neuer, „fremder“ Elemente, wie den Spitzenkragen an Frauenblusen, das schwarze Flortuch oder den halblangen Gehrock. Ab dem 18. Jahrhundert erweiterte sich die Bandbreite der verwendeten Materialien. Krämerläden und Wanderhändler boten schon bald farbige Stoffe, Borten und allerlei Zierrat auch in entlegenen Regionen an. Die Trachten wurden bunter und vielfältiger. Allerdings war und ist es gerade das Merkmal einer Tracht im Gegensatz zur Mode, dass Anpassungen und Änderungen langsam und über einen längeren Zeitraum vor sich gehen.

Manchen Änderungen oder Neuerungen an den Trachten stand die Obrigkeit äußerst ablehnend gegenüber, und das war Anlass für zahlreiche Kleidungs Vorschriften, die allerdings mehrere Ziele verfolgten. Zum einen sollte die „gottgewollte“ Ordnung innerhalb der Gesellschaft auch äußerlich über die unterschiedliche Bekleidung der Stände zum Ausdruck gebracht werden. Zudem galt es, die Einfuhr von ausländischer Ware, wie Seide, Brokaten oder sonstigen feinen Stoffen ein-

zudämmen und dadurch das heimische Gewerbe zu stärken.

Die reichste Entfaltung der Tracht gab es im 18. Jahrhundert. Grund dafür war eine lange Zeit ohne Kriegseignisse (1703-1796), in der sich die wirtschaftliche Lage positiv entwickelte. Zudem wurden unter der Regentschaft Maria Theresias die Kleiderordnungen aufgehoben. Bunte, kostbare Stoffe fanden in dieser Zeit Aufnahme in die ländliche Bekleidung, und die barocke Frömmigkeit beeinflusste ebenfalls die Entwicklung der Festtrachten. Ein ausgeprägtes religiöses Leben bot zahlreiche Möglichkeiten zum Tragen von Trachten bei Festen und Bräuchen.

Die Französische Revolution veränderte die Gesellschaft Europas grundlegend, ständische Unterscheidungen verwischten zusehends, was selbstverständlich auch auf die Kleidung Einfluss hatte.

Die Industrialisierung brachte im 19. Jahrhundert einen vollständigen Strukturwandel von der bis dahin vorwiegend bäuerlichen zur industriellen Gesellschaft. Neue Methoden der Fertigung und praktischere, günstiger werdende Materialien aus dem Ausland führten auch zu Veränderungen der traditionellen Kleidungsformen. Schnell war davon die Alltagskleidung betroffen. An den Festtagstrachten hielt man noch länger fest, waren diese doch in ihrer Anschaffung und Herstellung auf Lebenszeit und darüber hinaus ausgerichtet. Nicht selten konnte so ein Gewand über zwei bis drei Generationen weitergegeben werden.

Nicht in allen Regionen Tirols gingen diese Entwicklungen gleich schnell vor sich. Im Bereich der Hauptverkehrsrouten, wie dem Inntal oder in Tälern, die von Zeitwanderung geprägt waren, kam es früher zu Veränderungen an den Trachten. Dies betraf beispielsweise die Oberinntaler und Außerferner Männer, die als Maurer, Steinmetze und Stuckateure in ganz Europa

bekannt waren, oder die Deferegger, die als Wanderhändler weit herumkamen. Bald wandten sich aber auch zusehends die Frauen den „modischen“ Kleidungen zu und trugen ihre bäuerliche bunte Tracht mit ihren zum Teil üppigen Elementen aus dem Barock nur mehr an hohen Festtagen oder zu besonderen Anlässen. Die einfachere, leichtere Kleidung der biedermeierlichen Bürger fand Einzug in die Bauernstuben. Die dunkle, sogenannte „Tüchltracht“ verdrängte die schwere Schnürmiedertracht der Frauen.

Bäurisches Gwand (Tüchltracht), Fotografie auf Postkarte, Foto: Atelier Otto Schuricht, Hall in Tirol



Die großen sozialen, ökonomischen und politischen Umwälzungen des 19. Jahrhunderts verursachten insbesondere durch die Auflösung der bestehenden Normen und Ordnungssysteme große Verunsicherung in der Bevölkerung. Niemals zuvor mussten sich die Menschen mit solch umfassenden Veränderungen in einer derart kurzen Zeit auseinandersetzen. Bisher konnten sie mit dem gesellschaftlichen Wandel Schritt halten. Doch nun verstand eine Generation die nächste nicht mehr. Unsicherheit sucht Stabilität, die man ab der Mitte des 19. Jahrhunderts vorwiegend in der vermeintlich unwandelbaren und beständigen bäuerlichen Lebensweise suchte, einer ländlichen Romantik, die es in dieser Form sicher nie gegeben hat. Das Leben auf dem Land, die Kunst, das Lied, der Tanz und vor allem die (alten) Trachten der Landbevölkerung wurden zum stabilisierenden Element in einer scheinbar ungebremsten Wandlung der Welt.

Die ersten Impulse für die Wiederbelebung der „alten“ Trachten kamen nicht von der Landbevölkerung, sondern vom städtischen Bürgertum in Form von verstärktem Interesse an der Tracht sowie Erhaltungs- und Erneuerungsbestrebungen. Vor allem Trachtenvereine wie Volkstanzgruppen, Schützenkompanien und Musikkapellen nahmen sich der Tracht an und kleideten sich bewusst einheitlich, was nicht selten zu kuriosen Kreationen mit Elementen aus unterschiedlichen Trachten führte.

Bereits von Beginn an gab es aber auch kritische Stimmen zu einer aktiven Trachtenerneuerung. Trotz aller eventuell vorgebrachter Bedenken schritten die Maßnahmen zum Erhalt der Tracht stetig voran.

Zwei Ereignisse hatten eine bedeutende und nachhaltige Wirkung auf die Erhaltungs- und Erneuerungsbestrebungen der Tracht in Tirol und leiteten in der Folge einen wahren „Trachtenboom“ ein. 1896 fand die Erneuerung des Herz-Jesu-Bundes in Bozen und Innsbruck statt und 1909 das 100-Jahrjubiläum der Gefechte von 1809. Am Festzug zur Jahrhundertfeier 1909, zu dem auch der greise Kaiser Franz Joseph I. nach Tirol reiste, beteiligten sich mehr als 30.000 Schützen, Musikanten und Vereinsmitglieder und erregten dadurch europaweite Aufmerksamkeit.



Aus einer Serie von Tiroler Trachten: Achenthal, Postkarte Weltpostverein, Stengel & Co. Dresden und Berlin



Musikkapelle und Schützen von Weerberg, in: Fest-Bericht Krieger-Gedächtnisfeier in Innsbruck, 7. September 1924.  
Foto: Müller

Nach dem 1. Weltkrieg war die Tracht aus dem Tiroler Alltagsleben beinahe verschwunden. Es waren wieder bürgerliche Kreise, die verstärkt das allgemeine Tragen von Trachten an Werktagen wie an Sonn- und Feiertagen verlangten. Durch zahlreiche Aktivitäten, wie die Gründung von Vereinen und die Abhaltung von Trachtenumzügen und Festen, versuchten sie, die Tracht der Bevölkerung näherzubringen.

Eine erste wissenschaftliche Beschäftigung mit der Tracht setzte in den 1930er Jahren ein. In Tirol war es vor allem Dr. Josef Ringler (1893-1973), seit 1932 Direktor des Tiroler Volkskunstmuseums, der sich in ganz besonderer Weise mit der Erforschung der Tracht auseinandersetzte. Basis der Forschung war eine systematische Trachtendokumentation und -sammlung.

Besondere Prägung erhielten viele Tiroler Trachten durch die seit 1932 ebenfalls am Museum tätige

Gertrud Pesendorfer, ab 1939 Leiterin der im Museum angesiedelten „Mittelstelle Deutsche Tracht“ der NS-Frauenschaft. Das Anliegen Pesendorfers war die Schaffung einfacherer, tragbarer Trachten, die auf historischen Vorlagen oder noch vorhandenen Trachtenteilen basieren sollten. Waren keine diesbezüglichen Unterlagen mehr vorhanden, versuchte sie, Elemente regional nahestehender Trachten zu adaptieren und in neue Festtagstrachten für ein Tal oder eine Region „am grünen Tisch“ zu kreieren. Sie entwarf Trachtentwurfsvorlagen für eine neue Tracht, gemacht für ein „neues Bauerngeschlecht“. Auf Basis dieser Vorlagen entwickelten sich eine große Anzahl von Talschafts-, Orts- und Lokaltrachten, die noch heute als „historisch“ und „Originaltracht“ bezeichnet werden. Pesendorfers Übersichtswerk „Lebendige Tracht in Tirol“ (1965/1982) trug wesentlich zur weiteren Verbreitung dieser Kreationen bei und gilt vielen TrachtenschneiderInnen bis heute als Standardwerk.

Das weitere 20. Jahrhundert brachte für die Tracht eine wellenförmige Entwicklungslinie. Die Ambitionen der Trachtenerneuerung, die in den 1970er Jahren mit einer Vielzahl von Nähkursen auf dem Land und in Landwirtschaftsschulen einen neuen Höhepunkt erlebte, führten zu einer großen Verbreitung und vor allem spezifischen Zuordnung zu Tälern, Regionen, ja sogar Gemeinden, die jeweils eine Tracht ihr Eigen nennen wollten. Bezeichnete Pesendorfer ihre Skizzierungen noch als Vorschläge, kam es im Rahmen dieser Entwicklung jedoch zu einer immer strikteren Festlegung, wie eine Tracht auszusehen habe, nicht zuletzt, um Gruppen- oder Regionszugehörigkeit zu demonstrieren.

Die Bedeutung der Tracht hat sich also im Laufe ihrer Geschichte vollständig gewandelt. War sie bis zum 18. Jahrhundert die Standeskleidung der Landbevölkerung, wurde sie im 19. Jahrhundert zum romantischen Sehnsuchtskleid der Städter, im 20. Jahrhundert als Instrument nationalistischer Umtriebe missbraucht. Heute wirkt sie vorwiegend als identitäts- und gemeinschaftsstiftendes Element.

Über all diesen Bedeutungszuschreibungen soll ein Aspekt jedoch nicht unerwähnt bleiben, da er vielleicht sogar der wichtigste Grund ist, warum Trachtenträger ihre Festtagstracht aus dem Schrank nehmen. Es ist die Lust an der Tracht an sich – die Lust am Anziehen dieses schönen, oftmals äußerst kostbaren Kleidungsstückes, das durch seine geschichtlichen Verknüpfungen, gleichgültig welche Motivation ihnen zugrunde liegt, einen besonderen Stellenwert in der Tiroler Kulturgeschichte einnimmt.

**Andrea Aschauer**



Frauen bei der Weinlese, das Kopftuch im Nacken gebunden, Kaltern 1956. Fotografiert von Erika Groth-Schmachtenberger, Inv.-Nr. SVM AGS/001461



Frauen nach dem sonntäglichen Kirchgang im Sarntal, das Kopftuch am Kinn gebunden, 1966. Fotografiert von Erika Groth-Schmachtenberger, Inv.-Nr. SVM AGS/003307

## Das Kopftuch – ein Stück Alltagskultur

Ein Blick auf seine Bedeutung im 20. und 21. Jahrhundert  
„Kleider machen Leute“, so lautet ein allseits bekanntes Sprichwort, das auf eine Novelle von Gottfried Keller aus dem Jahre 1874 zurückzuführen ist. Es geht darin um einen armen Schneiderlehrling, der aufgrund seiner vornehmen Kleidung für einen Grafen gehalten wird. Die Novelle führt vor, dass Kleidung mehr ist als nur eine Körperbedeckung und dass der Blick auf Äußerlichkeiten täuscht. „Moderne Kleiderforschung interessiert sich einerseits für die Kleidung als Objekt, also für deren Herstellung, Gebrauch und Funktion. Andererseits geht es um die Rolle der Kleidung als Objektivation, das heißt um die Ideen-, Werte- und Vorstellungssysteme, die sich in äußerlichen Kleidungsbil-

dern festmachen lassen.“<sup>1</sup> Der soziale, wirtschaftliche und gesellschaftliche Kontext von Kleidung blieb lange Zeit unbeachtet, erforscht wurden nur die Kleider der sozialen Oberschichten. Die Kulturwissenschaftlerin Karen Ellwanger spricht daher von „blinden Flecken in der Bekleidungsforschung.“<sup>2</sup> Erst im 20. Jahrhundert ist auch die Alltagskleidung in den Mittelpunkt wissenschaftlicher Untersuchungen gerückt. Im Zuge der Kopftuchdebatten in Europa wurden in mehreren Ländern Ausstellungen veranstaltet<sup>3</sup> und Publikationen veröffentlicht, in denen es nicht nur um die Kopfbedeckungen muslimischer Frauen ging, sondern auch um die Bekleidungsgeschichte der Frauen in christlich-katholisch geprägten Ländern.<sup>4</sup>

Das Kopftuch dürfte neben dem Schleier die älteste Form der weiblichen Kopfbedeckung sein. „Schleier oder Kopftücher wurden schon von den Griechen, Ägyptern und Römern verwendet, um das Haar zu verdecken und um sich das Haupt zu schmücken. Meist wurden sie kunstvoll gefaltet, gebunden oder gesteckt.“<sup>5</sup>

### Teil der Arbeitsbekleidung

Das Kopftuch muss auch in Zusammenhang mit der Frisurengeschichte und den Hygienevorstellungen der jeweiligen Zeit gesehen werden. Das Reinlichkeitsverständnis war noch bis in die erste Hälfte des 20.

Jahrhunderts ein anderes als heute. Fettiges Haar war kein Grund, das Haar zu waschen.<sup>6</sup> In Tirol trugen Frauen hochgesteckte Frisuren. Diese bestanden aus einfachen Steck-Knoten am Hinterkopf oder aus Zopf-knoten. Die Alltagsfrisur musste praktisch sein, das Gesicht sollte von lästigem Haar verschont bleiben. Daher war ein Kopftuch hilfreich und nützlich. Es gehörte zur Alltagsbekleidung von Bäuerinnen, Mägden, Köchinnen, Putzfrauen oder Krankenschwestern dazu und hatte die Funktion eines Schutztextils. Frauen trugen es bei Wind und Zugluft, um nicht einen Sonnenstich zu bekommen, oder als Schutz vor Verletzungen. Ein Kopftuch verhinderte auch, dass sich in den Haaren Laub oder Reisig verfang oder sich die Kopfhaut verletzte, was zu Blutvergiftungen führen konnte. Das Kopftuch wurde aber auch benützt, um Schmutz von den Haaren abzuhalten.

### Teil der Sonntags- und Trauerkleidung

Auffallend auf alten Fotos aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ist, dass die Frauen zu besonderen Anlässen oder zu einem Fototermin ohne das Kopftuch erschienen. Daraus lässt sich schließen, dass das Kopftuch hauptsächlich als Arbeitskleidung betrachtet wurde, obwohl es auch an Sonn- und Feiertagen getragen wurde. Zum Kirchengang wurde ein schönes, sauberes Tuch aus dem Kleiderschrank oder aus der Wäschtruhe geholt. Mit dem zweiten Vatikanum (1962–1965) ging die katholische Kirche davon ab, dass Frauen beim Kirchenbesuch ihr Haar bedecken müssen. Vorher war es Vorschrift. In einigen Ländern wurden die Kopftücher, die zu religiösen Anlässen getragen wurden, als Kirchenkopftücher bezeichnet. Vorgeschrieben waren dunkle Kopftücher auch lange bei einem Todesfall. Das Verhüllen des Hauptes bei Trauer ist bereits in der Bibel erwähnt. Jede Frau musste ein Zeichen tragen: ein schwarzes Kopftuch, eine dunkle Schürze und ein dunkles Halstuch.

Kopftücher können verschieden gebunden werden. Häufig wurden sie vorne gebunden, doch beim Arbeiten, war es auch angenehm, das Tuch im Nacken zu binden. Vor allem die Kopftücher, die europaweit als Teil der Trachten getragen wurden, hatten mehrfache unterschiedliche Bindungsformen.<sup>7</sup>

### Aus Leinen, Wolle und Baumwolle

Kopftücher waren beliebte Geschenke zu Weihnachten oder zu einem besonderen Anlass. Auf den Krämermärkten verkauften Tuchhändler ihre Waren, darunter bestickte oder gemusterte Kopftücher. Auch Wanderhändler, die von Haus zu Haus zogen, boten die Tüchlein an. Neue Tücher wurden aufbewahrt und nur an Sonn- und Feiertagen getragen. Mit der Zeit erfüllten die Konfektionsgeschäfte die Wünsche der Tuchtragenden. Mit dem Aufkommen der Baumwolle, die bei den Frauen sehr gut ankam, weil sie sich auf der Haut gut anfühlte und pflegeleicht war, verlor das Leinen immer mehr an Bedeutung.

### Das Auf und Ab des Tüchertragens

In der Mitte des 20. Jahrhunderts veränderte sich die Bevölkerungsstruktur in Südtirol. Die Landwirtschaft bot nicht mehr genug Arbeitsplätze. Knechte und Mägde mussten sich nach neuen Erwerbsquellen umtun. Neue Arbeitsmöglichkeiten für Frauen führten zu einem anderen Kleidungsverhalten. Dennoch gab es immer wieder Zeiten, in denen das Kopftuch getragen wurde, wenn auch nicht mehr als Schutztextil, sondern als modisches Teil. 1946 kam die „Vespa“ auf den Markt. Dieses Motorrad war nicht nur an den Wochentagen praktisch, sondern erst recht an den Wochenenden, als Fahrzeug für einen Sonntagsausflug. Am Steuer saßen meist junge Männer, die mitfahrenden Frauen trugen häufig ein Kopftuch, das vor dem Fahrtwind schützte.<sup>8</sup>

Heute hat das Kopftuch als Alltagskleidung an Bedeutung verloren. Es gibt Hauben und Mützen, die es aus der Arbeitswelt vielfach verdrängt haben. Dennoch ist es nicht verschwunden, denn neben Frauen, die es aus religiösen Gründen tragen, gibt es neue Formen von (Kopf-)Tüchern, die im Sport oder beim Bergsteigen und Wandern verwendet werden.

### Barbara Stocker



Rosa aus Mühlwald mit einem Baumwoll-Kopftuch als Schutz vor der Sonne, 2022. Foto: privat

<sup>1</sup> Moritz, Marin, Trachten machen Leute. Ländliche Kleidungsstile im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, Erfurt 1977, S. 14.

<sup>2</sup> Textil, Körper, Mode. Dortmunder Reihe zu kulturanthropologischen Studien des Textilen. Zeitschnitte. Kulturelle Konstruktion von Kleidung und Mode. Bamberg 2001, S. 147.

<sup>3</sup> Kopftuch-Kulturen. Frauen in einer Welt. Ausstellungskatalog, Nürnberg 1999. Die Wanderausstellung wurde 2007 auch im Frauenmuseum in Meran gezeigt.

<sup>4</sup> Stuiber, Petra, Kopftuchfrauen. Ein Stück Stoff, das aufregt. Wien 2014.

<sup>5</sup> Tostmann Gexi (Hg.), Alte Hüte. Kopfbedeckungen von anno dazumal: Kopftücher, Hauben und Hüte. Wien-München 2009, S. 14.

<sup>6</sup> Stocker, Barbara, Lauskamm, Essigwasser und Brennesselwurz. Einblicke in die Haarpflege der ländlichen Bevölkerung Südtirols im 20. Jh., in: Dreck. Ausstellungskatalog Tiroler Volkskunstmuseum, Innsbruck 2013, S. 121–127.

<sup>7</sup> Lipp, Franz Carl, Goldhaube und Kopftuch. Linz 1980.

<sup>8</sup> Bönsch, Annemarie, Formengeschichte europäischer Kleidung. Wien-Köln-Weimar 2001, S. 307.



Mühle in Reinswald, 1890. Foto: Franz Gruber

Die Kraft des Wassers wird in Südtirol seit Jahrhunderten genutzt. Die vielen mit Wasser angetriebenen Räder dienten hauptsächlich dem Mahlen des Getreides und sind heute noch vereinzelt sichtbar. Allein im Passeiertal gab es über 250 Mühlen, die in der Nähe der zahlreichen Bachläufe errichtet wurden. Häufig sind nur mehr die Mühlsteine sichtbar, es gibt aber auch gut erhaltene Mühlen, die ein wertvolles Kulturgut darstellen.

Im Süden Südtirols ist eine ganz besondere Mühlenlandschaft zu finden, die der Aldeiner Museumsverein wieder aktiviert hat. Die Kraft des Wassers trieb nicht nur die Mühlsteine, sondern setzte auch Sägen, Stampfen und die Hämmer in den Schmieden in Bewegung. Die dafür benötigten Wassermengen, selten über 25 l/s, sowie die kurzen Ausleitungsstrecken waren aus ökologischer Sicht unproblematisch. Mit dem Beginn der Elektrifizierung Südtirols Ende des 19. Jahrhunderts begann der Bau von Kleinkraftwerken, die anfangs für die Stromversorgung von kleineren Infrastrukturen dienten. Südtirol hat viele Gewässer, aber vor allem das nötige Gefälle, und damit die besten Voraussetzungen für die Errichtung von Kraftwerken. Die Nachfrage nach Strom war anfangs allerdings gering. Für die Beleuchtung sorgten immer noch die Petroleum- oder Gaslampen. Die Menschen wehrten sich lange gegen einen Umstieg auf die Versorgung mit Strom.

Die Gemeindeverwaltungen erkannten die Vorteile des elektrischen Lichts gegenüber der Gasbeleuchtung und begannen mit dem Bau eigener kleinerer Kraftwerke, und bald folgten auch Betriebe mit größerem Strombedarf diesem Beispiel. Hervorzuheben ist diesbezüglich das Gemeinschaftsprojekt der beiden Gemeinden Bozen und Meran, die auf der Etsch bei Töll ein großes Kraftwerk errichteten und 1898 ans Netz gingen. Neben der Beleuchtung wurden auch die öffentlichen Verkehrsmittel in Bozen und Meran sowie am Ritten und im Überetsch mit Strom versorgt. Der italienische Staat hat nach der Annexion Südtirols die Bedeutung der Wasserkraft für die Stromversorgung der Industriebetriebe erkannt und entsprechend zu nutzen begonnen. In vielen Tälern wurden große Stauseen mit entsprechenden Kraftwerken errichtet. Bei der Beschaffung der dafür notwendigen Flächen ist

## Die Kraft des Wassers – Kulturelle und ökologische Phänomene



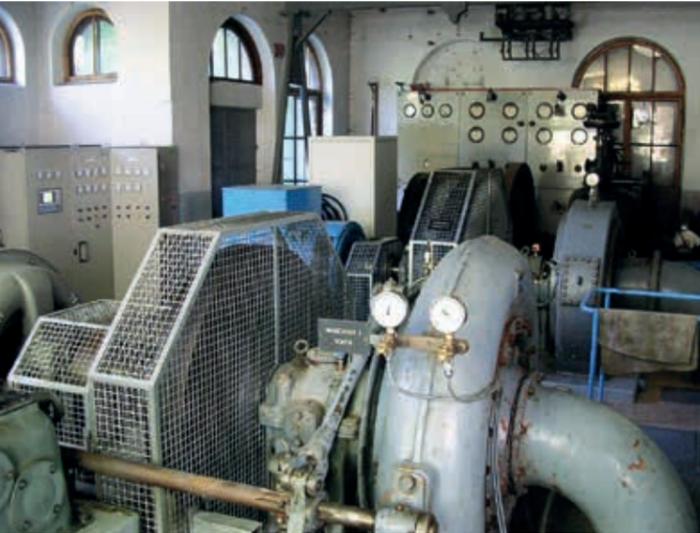
Riemmenturbine, mit der der gesamte Hof „Fuchs im Loch“ in Bozen um 1911 betrieben wurde.

Bei der Riemmenturbine „Fuchs im Loch“ wurde später ein Generator mit 4 KW angebracht. Fotos: Benni Wurzer

man nicht zimperlich vorgegangen. Das umstrittenste Kraftwerk ist diesbezüglich wohl das Reschenstauseeprojekt. Gesetzliche Grundlage war der Testo unico Nr. 1775 vom 11.12.1933, der vom Genio civile mit Sitz in Bozen verwaltet wurde.

Erst im Jahre 1972 überträgt das Zweite Autonomiestatut der Südtiroler Landesregierung die Zuständigkeit im Bereich Energie und damit auch die Vergabe von Konzessionen für den Bau von Wasserkraftwerken. Insgesamt bestehen heute 26 große Wasserkraftwerke mit einer mittleren Nennleistung von über 3.000 kW. Diese lieferten im Jahre 2020 mit zirka 6.460 MWh den Großteil der in Südtirol produzierten Strommenge. Die von den großen, mittleren und kleinen Kraftwerken in Südtirol zusammen produzierte Strommenge belief sich 2020 auf 7.349 GWh, wobei der Anteil der großen Kraftwerke bei zirka 90 Prozent liegt. Im selben Jahr





E-Werk „Gasteig“ der Gemeinde Sterzing in Ratschings um 1920. Foto: Benni Wurzer

lag der Stromverbrauch Südtirols bei zirka 3.000 GWh. Die Produktionsdaten ändern sich natürlich mit den jeweiligen jährlichen Niederschlagsmengen. Sind diese in der Norm, produziert Südtirol mit der Wasserkraft im Schnitt mehr als das Doppelte des Verbrauchs. Trotzdem muss speziell im Winter bei geringer Wasserführung der Gewässer und zur Deckung des täglichen Spitzenverbrauchs Strom importiert werden. Diese Daten unterstreichen eindeutig den Stellenwert der Wasserkraft in Südtirol. Im Jahre 2010 sind die ENEL-Konzessionen verfallen und wurden daraufhin mit einem Ausschreibungsverfahren erneuert. Das Verfahren war sehr umstritten, speziell als die Staatsanwaltschaft Unregelmäßigkeiten bei der Einreichung der Projekte betreffend die SEL AG festgestellt hatte. Das Gerichtsurteil sprach zwei der großen Werke den privaten Eisackwerken zu, während bei allen anderen Werken die SEL AG als Sieger hervorging. Im Januar 2015 erwarb die SEL AG die Anteile des ENEL am Kraftwerk St. Florian in Neumarkt und im selben Jahr auch die Beteiligung des ENEL an der SE Hydropower AG. Dadurch wurde sie zur alleinigen Eigentümerin. Im Rahmen eines Tauschgeschäftes mit der Edison AG übernahm die SEL AG Ende 2015 deren Beteiligung an den Gesellschaften SE Hydros AG und SELEDISON AG. Ab diesem Datum sind sämtliche Großkraftwerke in Südtiroler Hand.

Mit der Fusionierung von Etschwerke und SEL im Dezember 2015 entstand die heutige Alperia. Eigentümer der neuen Gesellschaft sind mit 54,45 Prozent das Land Südtirol, mit 42 Prozent die Gemeinden Bozen und Meran und mit 3,55 Prozent die in der SELFIN zusammengeschlossenen Gemeinden.

Mit Inkrafttreten des Wassernutzungsplanes, der mit Dekret des Präsidenten der Republik vom 22. Juni 2017 für durchführbar erklärt worden ist, wurde der Bau von weiteren großen Kraftwerken in Südtirol unterbunden. Das einzige noch ungenutzte Gewässer ist die Gader im Abschnitt Zwischenwasser und St. Lorenzen. Einige interessante Projekte sind im UVP Verfahren abgelehnt worden – in der derzeitigen Energiesituation würden sie vermutlich genehmigt.

Ein treffendes Beispiel hierfür ist das Projekt der Eisackwerke auf dem Eisack im Abschnitt Mauls–Feldturns. Man stellte den Abschnitt Mauls–Franzensfeste für Großableitungen kurzerhand unter Schutz, um dann anschließend ein Werk mit einer Nennleistung unter 3.000 kW zu genehmigen, das dieselbe Wassermenge ableitet wie das geplante Projekt der Eisackwerke, jedoch auf einer verkürzten Strecke. Der private Investor hätte sich mit einer Beteiligung von 15 Prozent begnügt, den Rest hätten sich die Anrainergemeinden und das Land aufteilen können. Auch das Werk Stein an Stein, bekannt wegen des entsprechenden Gerichtsverfahrens, fällt in diesen Abschnitt.

Derzeit ist nur mehr eine Erneuerung der bestehenden großen Kraftwerke möglich. Mit dem Austausch der Druckrohrleitung sowie der Turbinen und Generatoren wäre eine Steigerung die Produktion um ganze 20–30 Prozent möglich. Die beiden Kraftwerke in Mühlbach und St. Anton/Bozen haben es vorgemacht.

Würde sich auch Alperia zu diesem Schritt entschließen, könnte das Unternehmen mit einer erheblichen Produktionssteigerung rechnen.

Das zuständige Landesamt hat bis zum Jahr 2021 über 900 kleine Wasserkraftwerke mit einer mittleren jährlichen Leistung unter 220 kW genehmigt. Die meisten davon wurden mit den sogenannten grünen Zertifikaten bezuschusst, die eine 12- bis 15-jährige Vergütung

in Höhe von 150 Euro pro MWh erzeugter Energie garantierten. Diese kleinen Wasserkraftwerke, deren Leistung unter drei Prozent des in Südtirol produzierten Stroms liegt, sind aus ökologischer Sicht sehr umstritten, da sie meist an kleinen, oftmals sensiblen Wasserläufen errichtet wurden. Das Amt für Gewässerschutz hat den ökologisch begründeten Mindestrestwasserabfluss von 2 l/s/km<sup>2</sup> bei neuen Anlagen in der Regel auf 3–4 l/s erhöht und zusätzlich zum statischen einen variablen Pflichtwasseranteil im Ausmaß von 20–40 Prozent der natürlichen Wasserführung vorgeschrieben. Viele dieser Werke sind trotzdem wichtig für die Energieversorgung von Almen, Schutzhäusern und entlegenen Gehöften, wo der Stromanschluss am öffentlichen Netz nicht möglich oder aber zu teuer ist. Mit dem bereits genannten Wassernutzungsplan ist auch der Bau von kleinen Kraftwerken kaum mehr möglich.

Die Wasserkraft hat im Vergleich zur Fotovoltaik und zur Windkraft einen sehr hohen Wirkungsgrad (85–90 %) und ist für das Management des Stromnetzes ein gut zu berechnender Faktor.

Abschließend kann gesagt werden, dass in Südtirol die Stromproduktion mit Wasserkraft doppelt so hoch ist wie der Verbrauch, wir aber dennoch nicht autark sind. Nicht alle Möglichkeiten wurden ausgeschöpft, um heute auf eine noch größere Produktion zurückgreifen zu können. Auch haben es SEL und Alperia versäumt, die Werke rechtzeitig zu erneuern, um zusätzlich von den grünen Zertifikaten profitieren zu können. Es bleibt zu hoffen, dass Alperia in die Erneuerung der Werke investiert und damit die Produktion des heute so wertvollen grünen Stromes steigern kann.

Benjamin Wurzer



Generator vom Kraftwerk „Schwienbacher“ in Ulten von 1953. Foto: Benni Wurzer



Kraftwerk „St. Anton“ in Bozen mit 75.000 KW von 1954. Fotos: Hellmuth Frasnelli

Eines der 6 Peltonsturbinenräder mit einer Einzelleistung von 12.500 KW vom Kraftwerk „St. Anton“ in Bozen von 1954.





Im Kleiderschrank versteckt sich die Technik, Altraummobile (li) „Bagage“ (re). Fotos: Museumsverein des Bezirkes Reutte

## „Erinnerungsort Südtiroler Siedlung – Eine geplante Heimat?“



Esstisch und Raumtexte.

**F**ast in allen größeren Orten Tirols entstanden zwischen 1939 und 1943 so genannte Südtiroler Siedlungen. Die meisten gibt es nicht mehr. Jene in Reutte ist eine der kleineren, aber dafür eine der wenigen, die in ihrem vollen Umfang erhalten geblieben sind. In den 18 Häusern sind 155 Wohnungen untergebracht. Die Siedlung ist ausgelegt für 600 Personen. Sie ist ein Ortsteil von Reutte und spiegelt einen Teil der jüngeren Reuttener Geschichte wider. Darüber hinaus dokumentiert die Südtiroler Siedlung die Umsiedlungsvorgänge von Südtiroler Opantanten. Die Option betraf etwa 250.000 deutsch- und ladinischsprachige Südtiroler. Sie stellt somit ein Dokument der Geschichte Nord- und Südtirols dar. Derzeit steht etwas mehr als die Hälfte der Südtiroler Siedlung unter Denkmalschutz.

Der Museumsverein des Bezirkes Reutte trägt sich schon lange mit dem Gedanken, diesem geschichtsträchtigen Siedlungsteil Rechnung zu tragen und hat sein Ansinnen auch bei der Marktgemeinde Reutte, der Besitzerin der Siedlungsbauten, deponiert. Als eine geeignete Wohnung im Erdgeschoss eines „Blockes“ frei geworden ist, wurde sie von der Marktgemeinde nicht mehr weiter vermietet sondern dem Museumsverein zur Verfügung gestellt.

Der Museumsverein hat ein Konzept für den Rückbau und die Neugestaltung der 55 m<sup>2</sup> großen Wohnung erstellt. Dieser Rückbau wurde genauestens dokumentiert und ist in einer ersten Ausstellung für die Besucher:innen nahvollziehbar. Die zwei neu erstellten Installationen – das „Altraummobile“ und die „Bagage“ lösen Fragen



Blick auf die großzügige Anlage. Fotos: Museumsverein des Bezirkes Reutte

und Diskussionen aus. Zur Entstehung der Südtiroler Siedlung in Reutte gibt es eine äußerst akribisch recherchierte Diplomarbeit. Diese war hauptsächliche Grundlage für die Erstellung des Konzeptes. Laufend werden vom Museumsverein aktiv weitere Informationen, Archivalien und Gegenstände gesammelt, wissenschaftlich erforscht und für die Nachwelt aufbewahrt.

Die Besucher:innen des Erinnerungsortes sollen einen Eindruck der Wohnverhältnisse der ersten Mieter erhalten. Karl Berger gab in seiner Laudatio zum Museumspreis seine Eindrücke folgendermaßen wider: „Betritt man die Räume, stellt sich kein Wohlgefühl ein, keine Wärme, kein Behagen. Man fühlt sich etwas beklemmt, vielleicht sogar peinlich berührt. Der PVC-Fußboden ist abgewetzt, das WC in der Ecke wirkt irritierend, die gesamte museale Einrichtung ist spartanisch und karg. Doch gerade dies beweist, dass die Projektverantwortlichen (...) ihr Geschäft verstehen. Hier gibt es keine Spur von der „guten alten Zeit“, jedes nur noch so kleine Gefühl von Nostalgie verflüchtigt sich sofort.

Selbst Besucher:innen, die mit der Geschichte nicht so vertraut sind, können sofort nachempfinden, dass das hier Erzählte nicht zu den kulturellen Sonnenseiten gehört – dass es sich aber gleichzeitig ein überaus relevantes Thema handeln muss.

Eine wichtige Aufgabe ist die personale Vermittlung – nicht nur – aber vor allem an junge Menschen. Der „Erinnerungsort Südtiroler Siedlung“ bietet eine einzigartige Chance, Zeitgeschichte erlebbar zu machen. In zahlreichen Führungen hat sich bereits gezeigt, dass die „Schauwohnung“ in Kombination mit dem Außenbereich ein außerschulischer Lernort par excellence ist, an dem sehr eindrücklich die Themengebiete 2. Weltkrieg, Nationalsozialismus und „Option“ vermittelt werden können. Gleichzeitig ist der „Erinnerungsort Südtiroler Siedlung“ Ausgangspunkt für Diskussionen über Identität, Migration und Integration – die brennenden Fragen unserer Zeit.

Birgit Maier-Ihrenberger



Blick in die Küche mit Spüle und Herd.



Landesbeirat der Chronistinnen und Chronisten.  
Foto: Südtiroler Landesarchiv

## Chronik. Gegen das Vergessen

**M**it wachem Auge verfolgen Südtirols Chronistinnen und Chronisten die Entwicklungen und Veränderungen in ihren Wohnorten und Wirkungsstätten. Sie sammeln, fotografieren und dokumentieren. In ihren Jahres- und Vereinschroniken halten sie ehrenamtlich das Geschehen der Gegenwart für zukünftige Generationen fest. Über 300 Chronistinnen und Chronisten sind mittlerweile in unseren Gemeinden tätig. Sie sind seit 31 Jahren lose organisiert und leisten einen wichtigen kulturellen Beitrag.

### Erinnerungskultur

Es war und ist ein Bedürfnis der Menschen, wichtige Begebenheiten in Wort und zunehmend auch in Bild festzuhalten. Dabei gibt es verschiedene Formen der Dokumentation, wie etwa Berichte, Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und unzählige Fotos, Presseberichte und vieles mehr.

Chronikarbeit ist in gewissem Sinne Erinnerungskultur. Chronik ermöglicht den Blick zurück. Erinnern kann eine Bereicherung darstellen. Vieles fällt uns beim Zurückblicken wieder ein. Vergessenes kommt wieder ans Licht, so wie es Søren Kierkegaard ausdrückt: „Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden.“

Eine Chronik versucht, der Leserin oder dem Leser einen zeitlich geordneten historischen Überblick zu verschaffen, wobei es auch um die Wertschätzung jener Vorgängerinnen und Vorgänger geht, die sich um den Aufbau der Chronikarbeit bemüht haben. Zudem kommen darin Themen wie die Erinnerung an das Kriegsgeschehen und die harten Nachkriegsjahre zur Sprache. Der Blick zurück erfüllt uns mit Dankbarkeit und Demut.

Eine Chronik schafft auch Quellen für die Allgemeinheit. Der Rückblick auf einen bestimmten Zeitabschnitt bietet die Möglichkeit zur Reflexion und wirft die Frage auf, welche Perspektiven für die Zukunft sich daraus ergeben.

„Eine Chronik gewinnt mit der Zeit wesentlich an Bedeutung – ihr Wert ist unschätzbar.“  
(siehe Folder für das Chronikwesen in Südtirol)

### „In jeder Gemeinde soll es einen Chronisten oder ein Team geben“

Das Tiroler Landesinstitut setzte sich vor rund 30 Jahren das Ziel, das Chronikwesen in Südtirol nach dem Vorbild von Nord- und Osttirol aufzubauen, wo dieses eine längere Tradition hatte. Die bereits individuell arbeitenden Chronistinnen und Chronisten wurden nunmehr in einer Arbeitsgemeinschaft vereint. 1994 ging die Betreuung des Chronikwesens an das Südtiroler Landesarchiv über, wo eine Chronikreferentin als Ansprechperson zur Verfügung steht.

Nach und nach gelang es, in den zehn Bezirken Interessierte für diese wichtige Dokumentationsarbeit zu begeistern. Die Betreuung der Ortschronistinnen und Ortschronisten obliegt der Landeschronistin oder dem Landeschronisten und den jeweiligen Bezirksverantwortlichen, die den Landesbeirat bilden. Ihm gehören die Direktorin des Südtiroler Landesarchivs und die Referentin für das Chronikwesen an. Der vormalige Direktor des Südtiroler Landesarchivs Josef Nössing, die derzeitige Direktorin Christine Roilo und die Chronikreferentin Margot Pizzini haben die Weichen für ein qualitativvolles, professionalisiertes Chronikwesen gestellt. Die Internetseite des Südtiroler Landesarchivs enthält wichtige Hinweise zum Chronikwesen <https://www.provinz.bz.it/kunst-kultur/landesarchiv/chronikwesen.asp>, wie etwa die Handreichung für Chronistinnen und Chronisten.



„Tiroler Chronist“, gemeinsame Zeitschrift der Chronistinnen und Chronisten in Nord-, Ost- und Südtirol.  
Foto: Rita Thaler Wieser

2010 wurde Robert Kaserer zum ersten Südtiroler Landeschronisten ernannt. Sein Ziel war es, „in jeder Gemeinde einen Chronisten oder ein Team zu finden“.

Zu einem wichtigen Fixpunkt im Jahreslauf ist der **Tag der Chronistinnen und Chronisten in Bozen** geworden. Im Rahmen dieses seit 1998 alljährlich vom Südtiroler Landesarchiv ausgerichteten Treffens kommen für das Chronikwesen wichtige Themen zur Sprache. Chronistinnen und Chronisten können dabei ihre Chronikarbeit vor- bzw. ausstellen und sich mit Gleichgesinnten austauschen. Im Sinne vernetzter Kulturarbeit erfolgt die Gestaltung dieses Tages in Zusammenarbeit mit anderen Institutionen. So gab es 2014 bei der 17. Ausgabe eine Kooperation mit dem Bibliotheksforum zum Thema „Dorfgeschichte und Dorfgeschichten – Bibliothek und Chronik: kulturelle Bezüge im Ort“. Im Jahr 2018 wurde das Interreg-Projekt „Lichtbild. Kulturschatz Historische Photographie“ gemeinsam mit dem Tiroler Archiv für photographische Dokumentation und Kunst vorgestellt. Unter dem Motto „Chronik



Ausstellung „Baustelle Südtirol: Siedlungsgrenzen – grenzenlos?“, Sterzing, Rathausgalerie. Foto: Chronistenbezirk Wipptal

macht Schule“ standen am 22. Tag der Chronistinnen und Chronisten die Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen Chronikwesen und Schule im Mittelpunkt.

Wichtige Meilensteine in der Entwicklung des Chronikwesens waren Zusammenkünfte mit Gemeinde- und Gemeindeverbands-Vertreterinnen und -Vertretern. Im Rahmen dieser Treffen erarbeiteten die Teilnehmenden eine Mustervereinbarung, die nun als Vorlage für offizielle Vereinbarungen zwischen den Chronistinnen und Chronisten und ihren jeweiligen Ortsgemeinden dient. Sie regelt die Dienstleistung der Vertragspartner, zum Beispiel die eventuelle Spesenrückvergütung oder die Bereitstellung technischer Ausstattung bzw. geeigneter Räumlichkeiten, festigt aber vor allem die Position der Chronistin bzw. des Chronisten in der Dorfgemeinschaft.

Die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen in Nord- und Osttirol konnte laufend ausgebaut werden. Das dreimonatliche Fachblatt „**Tiroler Chronist**“, herausgegeben vom Tiroler Bildungsforum und dem Südtiroler Landesarchiv, gilt als gemeinsames Sprachrohr der Chronistinnen und Chronisten der drei Landesteile. Beim einmal jährlich abwechselnd in Süd-, Nord- und Osttirol ausgetragenen Gesamtiroler Bezirkschronistentag stehen Diskussionen über Fachthemen und die Pflege der persönlichen Kontakte im Mittelpunkt.

### „Lust auf Geschichte“ wecken

Laut dem Grundsatzpapier zum Südtiroler Chronikwesen erfüllen Chronistinnen und Chronisten im Bereich der Dokumentation und der Geschichtsforschung eine

wichtige Aufgabe. Für ihre Orte wirken die Chroniken identitätsstiftend. Sie umfassen Zeitungsausschnitte, Plakate oder Einladungen zu Ereignissen auf Orts- und Gemeindeebene, halten aber auch mit schriftlichen Beiträgen, Fotos und Filmen die Veränderung der unmittelbaren Lebenswelt fest. Themenschwerpunkte sind etwa Familie, Arbeit, Freizeit, Politik, Wirtschaft, Verkehr, Natur, Kultur. Die Ergebnisse münden in eine Jahreschronik, die den Gemeinden als wichtiges Nachschlagewerk zur Verfügung steht. Die Chroniken werden fallweise öffentlich vorgestellt und werden in den örtlichen Bibliotheken in den Medienbestand aufgenommen. Darüber hinaus hat der Südtiroler Gemeindenverband den Chronistinnen und Chronisten die Möglichkeit eröffnet, die digital erstellten Jahreschroniken in einer eigenen Cloud zu speichern und so dauerhaft zu sichern.

Umfassende Chronikarbeit ist heute wohl nur mehr im Team zu bewältigen. Die Informationsflut ist inzwischen so groß, dass ehrenamtliche Einzelkämpferinnen und Einzelkämpfer bald an ihre Grenzen stoßen. Die Lösung liegt darin, die vielfältigen Arbeiten auf eine Gruppe aufzuteilen. Ein wichtiges Anliegen ist es, bei der Bevölkerung „Lust auf Geschichte“ zu wecken. Ebenso wichtig ist die Zusammenarbeit mit Vereinen, Verbänden und Institutionen, die den Chronistinnen und Chronisten Informationen liefern.

Zusätzliche Herausforderungen entstehen mittlerweile durch den Einsatz der **digitalen Medien**, die ein gewisses Interesse an persönlicher Weiterentwicklung in diesem Bereich voraussetzen. Gerade durch die Pandemie hat es einen Digitalisierungsschub gegeben, dem sich auch Chronistinnen und Chronisten schwerlich entziehen können. Generationenübergreifende Teams können diesen Anforderungen am besten begegnen.

### Baustelle Südtirol: Siedlungsgrenzen – grenzenlos?

Das 30-Jahr-Jubiläum musste pandemiebedingt um ein Jahr verschoben werden, und so feierten die Chronistinnen und Chronisten 2021 „30 + 1 Jahre Chronikarbeit in Südtirol“. Dabei wurde die Fotoausstellung „Baustelle Südtirol: Siedlungsgrenzen – grenzenlos?“ gezeigt. Das Inkrafttreten des Landesgesetzes für

Raum und Landschaft am 1. Juli 2020 bildete den eigentlichen Hintergrund. Die Anregung zur Mitarbeit kam von Landesrätin Maria Hochgruber Kuenzer.

Diese Ausstellung sollte die Siedlungsentwicklung der letzten 100 Jahre anschaulich darstellen. Die Chronistinnen und Chronisten aus den Bezirken sammelten historische Bilder und stellten diesen jeweils ein aktuelles Bild gegenüber. Raimund Rechenmacher, der stellvertretende Vorsitzende der Chronistinnen und Chronisten, hatte angeregt, die Fotos auf Schaltafeln zu präsentieren, um das Motto „Baustelle Südtirol“ zu verdeutlichen. Die Ausstellung war gleichzeitig in den Bibliotheken, Museen und Vereinshäusern von insgesamt dreizehn verschiedenen Ortschaften in Südtirol zu sehen und durchschnittlich zwei bis drei Wochen zugänglich. Die Besucherinnen und Besucher waren vom Ausmaß der Entwicklung und von der Zersiedelung der Dörfer überrascht. Das große Medieninteresse hat die Veranstalterinnen und Veranstalter in ihrer Arbeit bestärkt. Die Ausstellung ist ein Beispiel für gelungene Teamarbeit.

Rita Thaler Wieser



Ausstellung im Kaisersaal 2004. Foto: © GruppeGut

## Museen an der Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Wie funktioniert dabei Erinnerung?

**M**useen sind Orte der Erinnerung, zweifelsohne, Museen sind auch Orte der gefühlten Annäherung an die Gegenwart. Das Erinnern an historische Befindlichkeiten, Ereignisse der Geschichte, kulturgeschichtliche Phänomene mit dem Blick aus dem Heute darauf ist einer ständigen Veränderung unterworfen. Museen sorgen demnach für den diskursiven Dialog im Hinblick auf die Ereignisse der Geschichte. Unsere Erinnerung geschieht auf unterschiedlichen Ebenen, dazu gehört in erster Linie das kognitive Wissen um Ereignisse in der Geschichte, die als grundlegend erachtet werden und sich in der Erinnerungsstruktur im Jahreslauf spiegeln. Dabei denken wir an Ereignisse wie die Napoleonischen Kriege mit der Heldenfixierung auf Andreas Hofer, an den Tag der Befreiung vom Faschismus, an den Tag der Arbeit, an den Tag der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz. Frühere historische

Tatsachen bleiben in der alljährlich wiederkehrenden Erinnerungskultur ohne festen Erinnerungszeitpunkt.

Nun ist ein Museum kein Kalender, oder doch? Ein immerwährender mehrhundertjähriger Kalender, der einzelne Passagen der kulturellen, politischen, angewandten Geschichte nacherlebbar werden lässt. Beschäftigen wir uns zunächst mit dem institutionell auf Erinnerung basierenden Landesmuseum für Kultur- und Landesgeschichte Schloss Tirol. Als es 1973 im Zuge des Zweiten Autonomiestatuts an die Autonome Provinz Bozen übergang, gab es für die historischen Burgräume bereits Überlegungen, einen geschichtlichen Parcours als Informationsgang einzuplanen.

Mit der Neuausrichtung des Museums als Ort der Erinnerung an die Kultur- und Landesgeschichte wurde die museologische Exposition mit Originalen und gelegentlich auch Kopien angereichert. Die Erfahrung der Landesausstellung 1995, die dem Gedenken an die 700-jährige Wiederkehr des Todestages von Meinhard II. gewidmet war, hob das Phänomen der Geschichtsausstellung auf ein neues Niveau, hinter das es kein Zurück mehr gab. Was war neu und bislang ungewohnt? Zunächst einmal das Faktum einer ersten gemeinsamen Landesausstellung mit Nordtirol, dort realisiert im Zisterzienserstift Stams. Dann die breite Aufstellung von Artefakten im konkreten historischen Bezug. Der Ansturm der Besucherinnen und Besucher gab der Ausstellung recht. Für die Erinnerung müssen Botschaften so formuliert werden, dass sie auch nachvollziehbar sind. Hier war es der Landeseiniger vor 700 Jahren, zugleich die kulturell-politische Zusammenarbeit zweier Landesteile. Landesausstellungen wurden aus der musealen Erinnerungskultur Österreichs übernommen, die dort in die 1970er-Jahre zurückreichen und in der Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs immer auch restaurierte Kulturorte neu belebten und bespielten.

Das Phänomen Landesausstellungen wurde dann 2000 durch das Trentino ausgeweitet. Diesmal war es die Sattelzeit um 1500, die ins Visier genommen wurde. Dass dabei der Ausstellungsteil „De ludo globi – Vom Spiel der Welt“ in der Brixner Hofburg als der am wenigsten besuchte im Ranking ausstieg, hatte wohl mit der nicht leicht zu vermittelnden Trägerfigur des Ni-

kolaus von Kues zu tun. Mag sein, dass das Publikum eine leichtere Kost bevorzugte, etwa die Schaukämpfe auf Schloss Beseno, oder mehr Freude am ungleichen Paar Leonhard von Görz und Paola Gonzaga hatte. Die philosophische Gestalt des Cusanus konnte auch nicht mit der an und für sich ludischen Einladung zum Spiel des Gelehrten vermittelt werden. Hier öffnet sich prinzipiell eine Art Halsgraben in der Erinnerungskultur! Kehren wir zur landesgeschichtlichen Erinnerung auf Schloss Tirol zurück. Der Entwurf, auf Schloss Tirol eine landesgeschichtliche Schau einzurichten, geht in die 1970er-Jahre zurück. Das anfängliche museale Konzept war gewiss dürftig, man dachte an Schautafeln, sozusagen an ein begehbare Buch mit Endlostextschleifen und Bildern. Erinnerung geschah zunächst in Form des Schulfachs Geschichte mit Texten zum Nachlesen, Reproduktionen zum Schauen, insgesamt ein Konzept, das sich hinter das Original der mittelalterlichen Burg stellte. Dies wäre auch schon für die 1980er-Jahre als ungenügend eingestuft worden. Es kam jedoch anders. Hans Nothdurfter wurde beauftragt, ein Archäologiemuseum einzurichten, das auch tatsächlich eröffnet werden konnte. Der Fund der Gletscherleiche am Hauslabjoch brachte einen Konzeptwechsel mit sich: Das Archäologiemuseum wurde in Bozen neu installiert. Schloss Tirol wurde nun als Landesmuseum für Kultur- und Landesgeschichte eingerichtet. Nach der Landesausstellung zu Meinhard II. begann nun eine intensiv geförderte museale Spanne, die 2002 dann in Form einer neu konzipierten Ausstellung in Kaisersaal und Ostpalas eine Art Mittelaltermemoria pflegte. Der Erfolg der Landesausstellung schien die Mittelalterbegeisterung geradezu zu befeuern. Wenn auch viele Objekte als kurzfristige oder Dauerleihgaben angeworben werden mussten, so tat dies der Dauerausstellung keinen Abbruch. Erst 2004 kam der Bergfried als „Turm der Erinnerung“ neu hinzu. Hier wird die Geschichte Südtirols im 20. Jahrhundert erzählt. Der ungewöhnliche, nicht einfach zu bespielende museale Ort galt als architektonische Herausforderung, die bei einer denkmalpflegerischen Frontstellung gegen einen Personenaufzug mit einer aufsteigenden Ringtreppe geschickt bewältigt werden konnte.

Das museale Erinnerungskonzept lässt aufhorchen. Unter der Federführung von Hans Heiss, Petra Pao-



Luther und Tirol 2017. Foto: © Landesmuseum Schloss Tirol

lazzi und Veronika Tauber bekam das Narrativ zur Zeitgeschichte eine Wendung hin zu einer erzählten Objektgeschichte, die „Sinn stiftet, Orientierung und Identität vermittelt“, dabei auch Brüche und Verdrängtes zulässt. Es sind an die 200 „Dinge“, die geschichtsträchtige Vermittlung betreiben. Das Konzept war auch noch anlässlich der 2016 umgesetzten Novellierung noch überaus stimmig. Korrekturen wurden in der Fortschreibung der Geschichte und einem teilweisen Objektwechsel vollzogen. Von Anfang an ist das Tüfteln am aussagekräftigen Objekt im Vordergrund, ein Prozess, der letztlich nie zum Stillstand kommt und auch nicht kommen soll. Es gibt schlichtweg nicht die abgeschlossene Erinnerung. Im 2016 erschienenen Katalog, einer Objektauswahl, wurde die Geschichte rückwärts erzählt, das Narrativ führt von der (Fast-)Gegenwart hinein in die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“. In Südtirol gibt es mit dem Weißen Turm auf Schloss Sigmundskron, dem Dokumentationszentrum im Siegesdenkmal, dem Museum des Widerstandes weitere Orte für ein noch unvergessenes Jahrhundert. Das Konzept „Zeitgeschichte“ in der Festung Franzensfeste wird in den nächsten Jahren die Darstellung neu

auffrollen. Eines ist dabei klar: Das emotional und klug ausgewählte Objektkonzept im Bergfried wird auch weiterhin eine Erzählstrategie anbieten. Geschichte lässt sich nie monokausal vermitteln, es haben unterschiedliche Methoden und Strategien Platz.

Die Objekte bestehen einerseits aus Trophäen und Ikonen, beispielsweise der Skifahrermütze von Gustav Thöni, der Goldmedaille von Erika Lechner, dem Tagebuch des Landeshauptmanns Durnwalder, dann auch aus Dingen des Alltags und der besonderen Erinnerung, so etwa der Optantentafel von Franz Rogger von 1940. Habent sua fata res. Dinge haben eben ihr Schicksal. Sie erzählen es und vermitteln es anschaulich. „Elementarteilchen der Geschichte“ nennen es die Ausstellungsmacher und Ausstellungsmacherinnen.

Erinnerung geschieht auch in den kulturhistorischen Thementausstellungen. Wenn ich die Aktivitäten der letzten zehn Jahre überblicken darf, so sind mir einige Ausstellungen haften geblieben. Zunächst gewiss die Ausstellung „Maximilianus. Die Kunst des Kaisers“, die der Repräsentationskultur Maximilians I. gewidmet war

und die Geschichtserinnerung selbst thematisierte. Die hochkarätig besetzte Ausstellung, kuratiert von Lukas Madersbacher und Erwin Pokorny, verdeutlichte die Sehnsucht des Kaisers, selbst unvergessen zu bleiben. Seine Memoria sollte kein Ende haben. Maximilian wusste allzu gut, wenn der letzte Klang der Glocke verklungen war, war der Tote schon außerhalb jeder Erinnerung. Es muss als außergewöhnliche Leistung des Kaisers angesehen werden, mit den neuesten Medien auch Erinnerungsfälschung betrieben zu haben. Maximilians Erinnerungskonzept ist geradezu museal konzipiert, selbst für heutige Bedürfnisse eine Orientierungsmarke.

Dann denke ich an die Ausstellung „Der Traum von späteren Leben – Kinderporträts von 1500 bis heute“. Die Thementausstellung reihte Bildnis an Bildnis. Es war der Gegenstand an sich, der das emotional verwertbare Interesse bei den Besucherinnen und Besuchern aufrecht hielt. Geschichte wurde zur anschaulichen Gesellschaftsgeschichte, die über Biografien erlebbar wurde. Wenn auch das Bildnis nicht den Anspruch einer „fotografischen“ Wirklichkeit erhob, so leistete es die Interpretation einer gewollten Stellung innerhalb der Gesellschaft(en).

Die Ausstellung „Luther und Tirol“ brachte 2017 zwei Gegenpole zusammen und zeigte deren engere Verbindung. Noch nie war eine so große Auswahl von Flugschriften gezeigt worden. Noch nie wurde der Reformationsanspruch derart eindringlich mit Schrift- und Bildzeugnissen aus dem einmal „stockkatholischen“ Tirol demonstriert. Erinnerung heißt in diesem Fall: den Fall neu denken, den Stein neu ins Rollen bringen. Sisyphusarbeit. Kulturgeschichte ist nicht nur die Ansicht von Geschichte, sondern deren human empfundene Herzkammer. Erinnerung lässt sich anhand von kulturhistorischen Zuschnitten am sichtbarsten, am sinnlichsten auf- und entwickeln.

Zum Spannungsfeld der musealen Erinnerungsbestrebungen gehören auch die kleinen Ausstellungen auf der obersten Plattform des Bergfrieds. Die Architekten schufen hier eine Art Kaaba, ein Heiligtum, das schon vom Eingang her an einen Tempel erinnert. Es ist der hoch gelegene Raum des Erinnerns. Hier hatte an-

fänglich Kurt Lanthaler mit seinen Wortspenden seinen Platz, hier zeigte man unter Siegfried de Rachewiltz über Jahre hin den äußerst spannenden Options-Zyklus von Walter Pichler „Für meine Mutter“ (1975–2008): Was dabei berührt, ist die Unmittelbarkeit der ikonenhaften Auffassung von Geschichtserzählung. Das Blatt „Sie wollte nicht aus dem Tal heraus“ verbildlicht den regelrechten Widerstand einer sich totstellenden Mutter, die von ihrem Mann, an den Füßen gepackt, aus der Heimat verschleppt wird. Damit schließt sich der Kreis der Erinnerung im Turm. Kunst als Medium wider das Vergessen. Der Raum ist vornehmlich der Kunst vorbehalten, wird aber auch von Themen besetzt, die Geschichte lebendig werden lassen. 2017 wurde hier 80 Jahre nach der Option der „Optionskoffer“ gezeigt, ein Zufallsfund aus Telfs, der gleich eine Fülle von Dokumenten der Familie Brugnaller/Brugnoli mitbrachte und als stilles Mahnmal gegen das Vergessen stand. 2018 folgte eine Erstpräsentation der vom Museum erworbenen Plakatentwürfe nationalsozialistischer Optionspropaganda.

Die Herausforderung an das Museum kann dem Diktum entnommen werden: Es gibt nur die Gegenwart. Alles ist Gegenwart. Die Historie ist weit weg, die Zukunft wird erst allmählich ankommen. Erinnern ist ein gegenwärtiges Geschäft. Museen erfüllen eine ihrer Hauptaufgaben nicht in der Vergegenwärtigung von Geschichte, sondern in einer auch erinnernden (Geistes-)Gegenwärtigkeit. Es gibt kein bloßes Erinnern ohne Zukunftshoffnung. Christian Meiers „Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit“ von 2010 enthebt uns gerade nicht der Verpflichtung des Erinnerns, wiewohl zeitnah zu katastrophalen Ereignissen das Vergessen zunächst Distanz schafft. Wie Meier ausführt, lasse sich in der Geschichtsschreibung nicht alles erzählen, auch sei das Erzählte eher Wahrscheinlichkeit als Tatsache. Auch die Geschichte Südtirols blieb nicht ohne schmerzhaftes Einschneiden, die gelegentlich auch vor europäischen Vergleichsfolien zu betrachten wären. Auch Distanz und Vergleich würde unserer geschichtlichen Erinnerung anstehen, um uns nicht im Selbstmitleid einer Teilerzählung versinken zu lassen.

Leo Andergassen



Gespräch zur Geschichte der Frauen, Frühjahr 2021. Fotos: Museum Wattens



Führung zur Frauengeschichte mit Simone Egger und Elisabeth Waldhart, Sommer 2021.

# Museum Wattens

Dorf der Frauen.

Ein Forschungs- und Vermittlungsprojekt

## Idee

Bereits während der Konzeptionsphase des 2018 eröffneten „Museum Wattens“ hatte sich herausgestellt, dass Lebenswelten von Frauen in der Vergangenheit entweder gar nicht dokumentiert wurden oder heute weit weniger zugänglich sind als männliche Biografien, die mit der Entwicklung der Gemeinde in Verbindung stehen. Die Unsichtbarkeit weiblicher Lebenswelten hängt wesentlich mit einem Verständnis von Geschichte und vor allem von Geschichtsschreibung zusammen, das in erster Linie auf politische Ereignisse und damit verbunden auf männliche Vertreter der Mehrheitsgesellschaft zielt. Frauen war der Zugang zu einflussreichen Positionen die längste Zeit verwehrt, gleichwohl haben sie für die Wirtschafts- und Herrschaftsgeschichte eine Rolle gespielt. Im sogenannten „Wattner Buch“, einem grundlegenden Sammelband zur Biografie der Gemeinde, herausgegeben 1958, ist noch keine Ehrenbürgerin angeführt – ein Umstand, an dem sich bis heute nicht viel geändert hat. Auch in der

Unbekannte Frau mit Rad, um 1920.





Cilly Haider, 1960er Jahre. Fotos: Museum Wattens.

Ortschronik kommen Frauen kaum oder gar nicht vor, und auf dem gesamten Gemeindegebiet ist noch immer keine Straße nach einer Frau benannt. Damit ist Wattens keine Ausnahme, sondern repräsentiert gerade im ländlichen Raum den Stand der historischen Auseinandersetzung mit Rollenbildern und gesellschaftlichen Fragen.

Die Verschiebung der Perspektive auf eine Alltags- und Sozialgeschichte der Region lässt weibliche Akteurinnen stärker in den Blick geraten, was mit den Feldern zu tun hat, in denen sich Frauen in der Regel verorten oder in denen sie verortet werden. Die oft unbezahlt

getätigte, aber auch professionelle Care-Arbeit markiert dabei einen zentralen Bereich. In Wattens kam zur Hausarbeit für viele Frauen die Heimarbeit für das Unternehmen Swarovski hinzu, eine Aufgabe, die für die Familien ein zusätzliches Einkommen ermöglicht hat. Mit den Recherchen für das „Museum Wattens“ hatten sich bereits erste Lebenswege von Frauen erschlossen, die das Gemeinwesen des Dorfs geprägt haben. In der Dauerausstellung werden ihre Geschichten thematisiert, so etwa die Biografie der Hebamme Anna Haslwanger, die seit den 1910er Jahren in Wattens und Umgebung tätig war, oder die berufliche Laufbahn von Wiltrude Loacker aus Böhmen, die – von 1938 bis 1966 im Büro der Papierfabrik angestellt – Papierproben für Geschäftspartner\*innen weltweit gefertigt hat. Allen Charakteren ist gemeinsam, dass sie eine individuelle Geschichte erzählen und gleichzeitig nicht ohne die Geschichte der Gemeinde und die Zeitgeschichte zu denken sind.

### Projekt

Aufbauend auf den wenigen, bereits gesammelten Biografien sollte mit dem „Dorf der Frauen“ ein Vermittlungsprogramm entstehen, das die Geschichten der Wattnerinnen in den Vordergrund rückt und nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Frauen in der Marktgemeinde fragt. Für diese Forschungsaufgabe sollte mit den zugesagten Fördermitteln eine Absolventin oder qualifizierte Studentin von der Universität Innsbruck gewonnen werden, die zu weiteren Frauenbiografien recherchiert. Auf Vermittlung von Prof. Dr. Silke Meyer vom Institut für Geschichtswissenschaft und Europäische Ethnologie, konnte Elisabeth Waldhart, Kulturwissenschaftlerin und Archäologin, für diese Tätigkeit engagiert werden. Während Elisabeth Waldhart zunächst den Forschungsstand aufgearbeitet hat, haben die Kolleg\*innen vom „Museum Wattens“ überlegt, wer als Interviewpartner\*in für das Projekt in Frage kommen könnte. Aus der Beschäftigung haben sich verschiedene Felder ergeben, die von Interesse sind: Haus- und Heimarbeit, der bäuerlich-agrarische Sektor, die Berufsbiografien von Arbeiter\*innen und Angestellten oder auch die Karriere im Kloster, die für viele Frauen eine Alternative zur eigenen Familie war. In mehreren Runden hat Elisabeth Waldhart mit aus-

gewählten Zeitzeug\*innen ausführliche Gespräche geführt, die Ergebnisse zusammengefasst und wieder mit dem Ortsgeschehen in Bezug gesetzt.

### Vermittlung

Am 22. Juli 2021 konnte eine erste Führung vor ausgewähltem Publikum stattfinden. Aus den veranschlagten 60 Minuten wurden rund drei Stunden. Die Tour, geführt und moderiert von Elisabeth Waldhart und der Museumsleiterin Dr. Simone Egger, lieferte Einblicke in vergangene Lebenssituationen von Frauen, etwa in den Alltag von Marianne Greuter, einer verwitweten Bäuerin, die sich und ihre Kinder mit ihrem Pferdefuhrwerk ernährte, oder in das Schicksal von Cilly Haider, einer weiblichen Pionierin der Berge, die sich in den 1970er Jahren an der Tiroler Hindukusch-Fahrt beteiligt hatte und später tödlich verunglückt ist. Das gemeinsame Nachdenken und Erinnern eröffnete weitere Diskursräume, etwa um die Frage, was alles „typisch weiblich“ sein kann. Die Dauerausstellung und das gesamte Haus folgen der Idee eines begehbaren Albums, das zur Reflexion anregen, eigene Erfahrungen wachrufen und Wissen vermitteln soll. Geschichte wird nicht als geschlossener Topos, sondern als laufender Prozess verstanden. Entsprechend lassen sich die Frauenbiografien in einem lebendigen Archiv weitererzählen. Viele Wattner\*innen haben angeboten, sich noch einzubringen. Das Forschungs- und Vermittlungsprojekt hat insgesamt ein Thema aufgemacht, das Museum und Marktgemeinde noch länger beschäftigen wird.

### Weitere Schritte

Ergebnisse der Studie werden in verdichteter Form in einem Faltblatt abgebildet (mit den bereits im Haus thematisierten Frauengeschichten), das einen Rundgang im Museum und durch das Dorf begleitet. Besucher\*innen werden – Covid konform – in die Lage versetzt, den Spuren der Frauen in der Marktgemeinde nachzugehen. Das „Dorf der Frauen“ wird von den Museumsmitarbeiter\*innen moderiert und in Vermittlungsprogrammen für unterschiedliche Zielgruppen angepasst. Das Projekt wollte einen Impuls setzen und ist künftig auch ein Thema für Schüler\*innen. Darüber hinaus sollte das „Dorf der Frauen“ Vorbildcharakter



Führung zur Frauengeschichte im Museum Wattens, Sommer 2021.

für andere Gemeinden haben, die sich mit den weiblichen Lebenswelten in der Region auseinandersetzen wollen. Die gesammelten Materialien haben Elisabeth Waldhart und Simone Egger außerdem im Rahmen eines Artikels für die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde und die Tiroler Heimatblätter ausgewertet.

**Simone Egger**



Evelyn Ortner, bei der Verleihung der Goldenen Palme durch die Bürgermeisterin Claudia Chisté für die Umsetzung ihrer Idee eines Frauenmuseums, Meran 1994. Quelle: Palais Mamming Museum



Abgeordnete während einer Sitzung des Regionalrates in Trient, u.a. Slivius Magnago und Waltraud Gebert-Deeg. Foto: Flavio Faganello

## Auf der Suche nach „wegweisenden“ Frauen

### Perspektiven des Forschungsprojektes „Frauenbiografien und Straßennamen“

Lediglich 6,6 Prozent der nach Personen benannten Straßen in Italien sind Frauen gewidmet. Nimmt man Heiligenfiguren oder religiöse Märtyrerinnen und Märtyrer aus der Zählung heraus, sinkt der Wert weiter auf rund 4 Prozent. Unter den analysierten Städten zeichnet sich die Landeshauptstadt Bozen mit 13 bzw. 11,4 Prozent mit dem höchsten Prozentsatz an Frauenbenennungen aus. Dabei zeigt ein Blick auf die Straßenverzeichnisse anderer Südtiroler Gemeinden, dass abseits der Landeshauptstadt Frauenbenennungen deutlich seltener sind. Das „Bozner Primat“ ist ein Schritt in Richtung einer geschlechterbewussten Benennungspraxis.

Um diesem Defizit entgegenzuwirken, wurde von der Landespolitik das Projekt „Frauenbiografien und Straßennamen“ an das Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte der Freien Universität Bozen herangezogen. Das laufende Forschungsprojekt hat das formulierte Ziel, eine Handlungsanleitung für zukünftige Benennungspraktiken vorzulegen. Dabei verweist es darauf, dass eine breitere weibliche Sichtbarkeit in der Geschichte und im öffentlichen Raum nur anhand einer Perspektivenerweiterung zu bewerkstelligen ist.

Illustrierte Postkarte mit Abbildung von Claudia de Medici, Gräfin von Tirol. 1912. Inv. Nr. SVM U/1937. Quelle: Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde



Nur eine veränderte Sicht auf die Vergangenheit vermag es, die männlich geprägte Erinnerungskultur, die beispielhaft anhand der Straßennamen sichtbar ist, zu dekonstruieren und verdienten Frauen einen Platz zuzuweisen. Das in Ausarbeitung befindliche Handbuch erhebt Frauennamen und erarbeitet Frauenbiografien der (inter-)nationalen, regionalen und lokalen Geschichte.

#### Theoretische Vorbemerkungen

Woran wir uns als Individuen, Gruppen und Gesellschaften erinnern, ist Resultat eines äußerst strengen Auswahlprozesses. Denn: Weder auf einer individuellen noch auf einer kollektiven Ebene ist das, was wir als Gedächtnis definieren, objektiv. Aus einem Angebot an faktischen – teilweise auch aus fiktiven – Elementen des Vergangenen, schaffen sich Individuen und Gruppen eine Auswahl an Erinnerungsbeständen. Die herangezogenen Elemente der Vergangenheit werden dabei durch die Folie der Gegenwart mit Deutungen, Gefühlen und Wünschen befüllt und so wird eine vermeintlich historische Realität konstruiert. Diese Feststellung lenkt das Augenmerk auf die Motive und Modalitäten der Geschichtskonstruktion und auf ihre Auswirkungen auf die Gegenwart.

In Bezug auf das Erinnerungsvermögen einer Gesellschaft spricht der Kulturwissenschaftler Jan Assmann vom kollektiven Gedächtnis. In diesem werden weit zurückliegende Elemente der Vergangenheit anhand eines

„kulturellen“ Modus weitergetragen: Kulturelle Formungen (Texte, Riten, Denkmäler etc.) und institutionalisierte Kommunikation (Gedenk- oder Feiertage, Begehungen etc.) rekonstruieren die Vergangenheit über einen langen Zeitraum hinweg. *„In ihrer kulturellen Überlieferung wird eine Gesellschaft sichtbar: für sich und für andere. Welche Vergangenheit sie darin sichtbar werden und in der Werteperspektive ihrer identifikatorischen Aneignung hervortreten läßt, sagt etwas aus über das, was sie ist und worauf sie hinauswill“*,<sup>1</sup> schreibt Jan Assmann. Was und wie wir Vergangenes erinnern, bringt etwas über die Gesellschaft der Gegenwart zum Ausdruck. Dabei zeichnet sich das „kulturelle Gedächtnis“ durch eine klare Gruppenbezogenheit aus: Es gibt einer spezifischen Gruppe eine präzise Identität, eine Vorstellung von Einheit und Eigenart und ist damit Teil eines „Group building“-Prozesses. Gewisse historische Ereignisse und Akteurinnen und Akteure werden im positiv-identifikatorischen Sinne, andere zu Abgrenzungszwecken von den imaginierten „Anderen“ erinnert.

„Gedenkende“ Straßennamen sind konstitutiver Teil des „kulturellen Gedächtnisses“. In ihrer Existenz verfügen sie über eine doppelte Funktion: eine symbolische und eine praktische, nämlich jene der Standortmarkierung. Die alltägliche Verwendung von Straßennamen läßt dabei eine Interaktion mit Geschichte stattfinden und ermöglicht es, eine hegemoniale Version zu erzählen und in das soziale Leben – scheinbar losgelöst von



Gemeindehebamme Rosa Lorenz.

Frau die häusliche Privatheit als Wirkungsbereich zugewiesen wurde.

Diese gesellschaftliche Vorstellung von komplementären Frauen- und Männerbereichen und -rollen verankerte auch eine Sicht auf die Geschichte, die sich heute noch als wirksam erweist. In einer enthistorisierenden Optik wird angenommen, dass Frauen „schon immer“ von der Geschichte des öffentlichen Lebens ausgeschlossen waren. Diese Vorstellung verneint die Möglichkeit eines Ausbrechens aus stereotypischen Rollen und projiziert sie auf die gesamte Vergangenheit. Gleichzeitig wird dabei die Tatsache übergangen, dass Frauen in den ihnen zugeordneten Bereichen gesellschaftlich aktiv sein konnten und waren.

Um Frauen in der Geschichte sichtbar zu machen, ist ein doppeltes Bewusstsein notwendig: Einerseits müssen Weiblichkeitsstereotype dekonstruiert werden. Die Vorstellung einer „weiblichen Privatheit“ war und ist weder universell noch unumgänglich. Andererseits ist es erforderlich, den Blick zu weiten und auch jenen Bereichen Aufmerksamkeit zu schenken, in denen Frauen den stereotypischen Annahmen über ihr Geschlecht entsprechend aktiv sein konnten.

Besonders Tätigkeiten der Fürsorge und des Sich-Kümmerns wurden und werden dem weiblichen Geschlecht als „natürliche Veranlagung“ zugeschrieben. In einer solchen Perspektive wird jegliche Pflegearbeit als vermeintliche Selbstverständlichkeit entwertet, die „die Frau“ gerne, ohne Entlohnung und Anerkennung aus einem „natürlichen Drang“ heraus verrichte. Dass ein Fokus auf soziale Fürsorgeleistungen – und damit auch eine gesellschaftliche Anerkennung und Wertschätzung des hier gezeigten Engagements – zielführend sein kann, darauf verweisen zahlreiche im Rahmen des Projektes erarbeitete biografische Skizzen. Beispielhaft angeführt werden kann die Lebensgeschichte von Maria Schwingshackl Enz (1909–1996), die als Gemeindehebamme in einem jahrhundertlang ausschließlich weiblichen Betätigungsfeld aktiv war. Über vierzig Jahre wirkte sie – weit über ihre beruflichen Verpflichtungen hinaus – als Gemeindehebamme in Gsies und kümmerte sich dabei nicht nur um die Mütter und ihre Kinder, sondern sorgte tatkräftig für die medizinische Versor-

gung ihrer Gemeinde. Dass Maria Enz dabei nicht allein steht, beweist die erste weibliche Straßenbenennung in St. Martin in Passeier: Mit Gemeinderatsbeschluss vom 28. Dezember 2021 wurde eine Straße nach der Hebamme Rosa Lorenz (1883–1964) benannt.

Ausgeschlossen aus dem „kollektiven Gedächtnis“ erscheinen auch jene Frauen der Vergangenheit, die in ihrem Wirken nicht den Rollenvorstellungen entsprachen und in „männlich“ konnotierten Bereichen wie beispielsweise der Kunst aktiv waren. Spätestens seit dem 18. Jahrhundert wurde die Fähigkeit zu kreativem Schaffen als ausschließlich männliche Eigenschaft angesehen, der Zugang zu Institutionen der Kunstausbildung und -produktion wurde Frauen zunehmend verwehrt. Trotz dieser offensichtlichen Benachteiligung waren Frauen im Kunstbetrieb aktiv. So können hier stellvertretend zwei auf dem Gebiet der heutigen Provinz Bozen geborene Frauen aus der Musik sowie aus der bildenden Kunst angeführt werden: Die gebürtige Klausnerin Caroline Perthaler (1810–1873) erlangte als Klaviervirtuosin und Musikpädagogin europäische Berühmtheit. Anlässlich ihrer Konzerte in Weimar spielte sie auch vor Goethe, wie dieser in seinem Tagebuch selbst vermerkte. Die außergewöhnliche Pianistin ist heute kaum jemandem ein Begriff. Ähnliches gilt für die in Glurns geborene Malerin und Bildhauerin Johanna Steinlechner-Bichler (1905–1992), die in der Wiener Kunstszene der Nachkriegszeit erfolgreich aktiv war. 1971 wurde sie in Anerkennung ihres künstlerischen Lebenswerks vom österreichischen Bundespräsidenten mit dem Titel „Professor“ geehrt. Ein Zeitungsinterview von 1971 lässt Rückschlüsse auf Steinlechner-Bichlers Selbstwahrnehmung ziehen: Die Künstlerin scheint sich dabei bewusst zu sein, dass sie wegen ihrer eigenständigen und schöpferischen Tätigkeit aus den traditionellen Frauenrollen fällt und ein als männlich wahrgenommenes Lebensmodell verfolgt.

„Wer Frauen, weibliche Perspektiven und Aktionsräume in der Geschichte sucht, der findet überraschend viel Material“,<sup>2</sup> schreiben die Historikerinnen Sylvia Schraut und Sylvia Paletschek. Das laufende Forschungsprojekt vermag diesen Befund zu bestätigen.

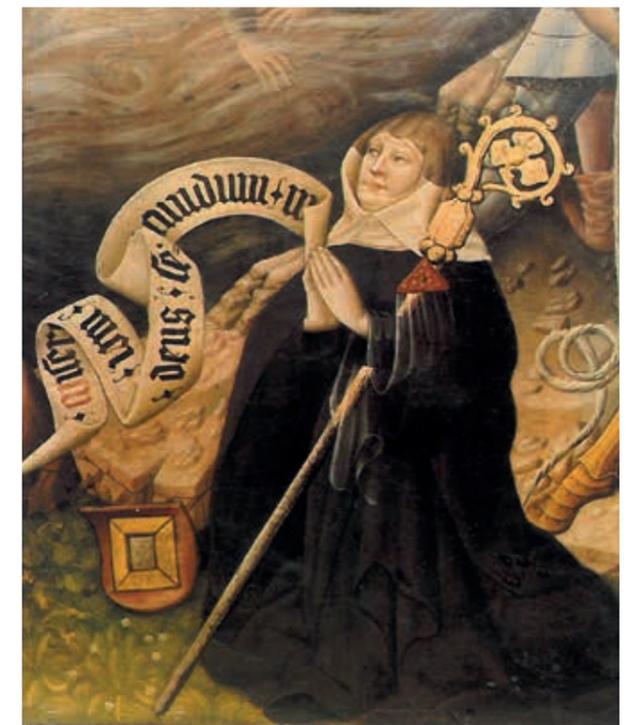
Franziska Cont

#### Literaturverweise:

- Mapping diversity, online unter <https://mappingdiversity.eu/>
- ASSMANN Jan, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. IN: ASSMANN Jan/HÖLSCHER Tonio [Hrsg.], Kultur und Gedächtnis, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1988, 9-19.
- AZARYAHU Maoz, The power of commemorative street names. IN: Environment and Planning D: Society and Space, 14/3/1996, 311-330.
- CLEMENTI Siglinde., Im doppelten Schatten. IN: CLEMENTI Siglinde [Hrsg.], Der andere Weg, Brixen, Weger, 2005, 10-31.
- SCHRAUT Sylvia//PALETSCHEK Sylvia., Erinnerung und Geschlecht – auf der Suche nach einer transnationalen Erinnerungskultur in Europa. IN: Historische Mitteilungen, 19/2006, S. 15-28.
- RIEGRAF Birgit, Care, Care-Arbeit und Geschlecht. IN: KORTENDIEK B. et al. [Hrsg.], Handbuch Interdisziplinäre Geschlechterforschung, Wiesbaden, Springer, 2019, S. 763-772.
- NUSSBAUMER Marlies, Hände zum Malen schön, Innsbruck, Eigenverlag, 2010.

- 1 ASSMANN Jan., Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. IN: ASSMANN Jan/HÖLSCHER Tonio [Hrsg.], Kultur und Gedächtnis, Frankfurt a.M., Suhrkamp, 1988, 9-19; Hier 16.
- 2 SCHRAUT/PALETSCHEK, Erinnerung und Geschlecht, 24.

Ansichtskarte mit einer Darstellung von Verena von Stuben im Hotel Restaurant Schloß Sonnenburg in St. Lorenzen im Pustertal. Quelle: Touriseum - Landesmuseum für Tourismus - Schloss Trauttmansdorff



Verena von Stuben war Äbtissin des adeligen Benediktinerinnenstiftes Sonnenburg und ist bekannt geworden durch ihren Streit mit dem Kardinal Nikolaus Cusanus nach 1450.  
La committente Verena von Stuben fu l'antagonista del cardinale Nicolò Cusano, vescovo di Bressanone, nel XV secolo.

## Autorinnen und Autoren aus Tirol und Südtirol

### Astrid Amico

Autorin

### PD Mag. Dr. Leo Andergassen

Direktor des Südtiroler Landesmuseums für Kultur- und Landesgeschichte, Schloss Tirol

### Dr. Mag. Andrea Aschauer

freie Wissenschaftlerin – Europäische Ethnologie/  
Volkskunde, wissenschaftliche Begleitung  
von Museen und Kulturinstitutionen

### Ursula Beiler

Bildhauerin, Mitglied der Tiroler Künstlerschaft,  
zahlreiche Kunstprojekte und Ausstellungen

### Franziska Cont, MA

Kompetenzzentrum für Regionalgeschichte,  
Freie Universität Bozen

### Mag.a Dr.in Karin Dalla Torre, MAS

Landeskonservatorin für Südtirol

### Dr. Simone Egger

Projektleiterin „Dorf der Frauen“, Kulturwissenschaftlerin

### Dr.in Eva Gratl, Kunsthistorikerin

Kuratorin und Publizistin

### Dr. Hans Grießmair

Volkskundler

### Christoph Guffler

Publizist und Kulturvermittler

### Dr. Sylvia Hofer MAS

Kulturmanagerin,  
Chefredakteurin der Kulturberichte Südtirol

### Dr. Mag. Michaela Hutz

Kindergartenpädagogin, Studium der Erziehungs-  
wissenschaft, Obfrau der Leobühne Innsbruck,  
theaterschaffend in Tirol seit 1987

### Bernhard Kathan

Künstler, Autor und Kulturhistoriker in Innsbruck

### Dr.in Ulrike Kindl

Germanistin und ehemalige Professorin an der Univer-  
sität Ca' Foscari in Venedig. Forschungsschwerpunkt  
auf dem Gebiet der volkskundlichen Erzählforschung,  
Märchen- und Sagenkunde des alpinen Raums

### Dr.in Waltraud Kofler Engl

Direktorin der Plattform „Kulturerbe und Kultur-  
produktion“, Freie Universität Bozen – Fakultät  
für Design und Künste

### Dr. Carl Kraus

Kunsthistoriker, Kurator und Autor

### Hannah Lezuo

BA, Literaturwissenschaftlerin und Gastronomin

### Sarah Mair

Designerin

### Mag. Birgit Maier-Ihrenberger

Mitarbeiterin beim Museumsverein Reutte,  
Projektleiterin „Südtiroler Siedlung Reutte“

### Dr.in Renate Mumelter

Journalistin

### Dr. Josef Nössing

Historiker und ehemaliger Direktor des Südtiroler  
Landesarchivs

### Dr. Giovanni Novello

Kurator und Kunstexperte in Sakralkunst,  
Volksbrauchtum und -traditionen

### MA/BA Andrea Pancheri

Reproduktionstechnikerin, Historikerin,  
Numismatikerin

### Eva Rottensteiner

freie Journalistin, Wien

### Martin Ruepp

Autor und Fotograf

### Bernhard Stecher

Lehrer, Journalist und Publizist von Büchern

### Mag.a Barbara Stocker

Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde

### Dr. Mag. Petra Streng

Leiterin Augustinermuseum Rattenberg,  
Chefredakteurin der Kulturberichte Tirol

### Mag.a Alexandra Untersulzner

Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde

### Rita Thaler Wieser

Südtiroler Landeschronistin

### Benjamin Wurzer

Techniker der Wasserkraftwerke St. Anton  
und Mühlbach